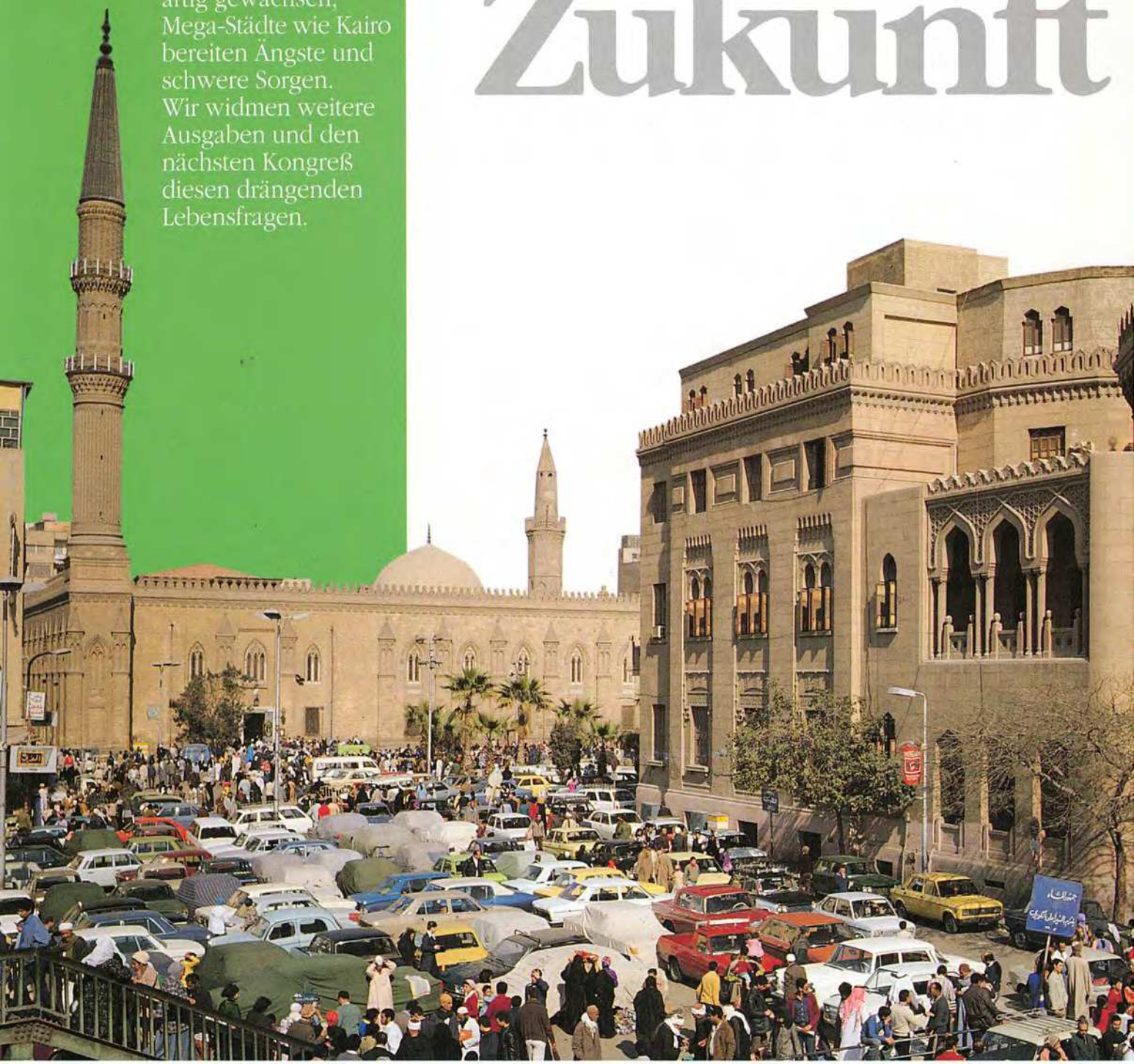
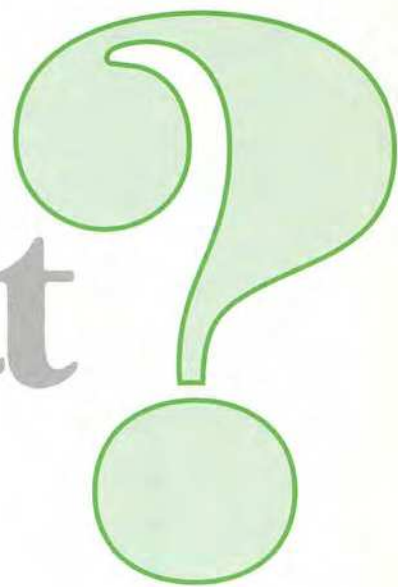


INTERNATIONALES STÄDTEFORUM GRAZ

ISG NACHRICHTEN
3-4/94

Viele Städte sind seit dem Zweiten Weltkrieg explosionsartig gewachsen, Mega-Städte wie Kairo bereiten Ängste und schwere Sorgen. Wir widmen weitere Ausgaben und den nächsten Kongreß diesen drängenden Lebensfragen.

Die Stadt der Zukunft



EU-Agrarchef Fischler will das Bauernsterben stoppen

Er ist seit 25. Jänner 1988 Mitglied des INTERNATIONALEN STÄDTEFORUMS GRAZ



Am  sterreichischen Nationalfeiertag, dem 26. Oktober 1994, wurde fixiert, was Tage vorher schon die Medien vermuteten: Der aus Tirol stammende Landwirtschaftsminister Franz Fischler wird in Brüssel das Agrarressort in einer starken EU-Kommission übernehmen. Die Entscheidung fiel in Luxemburg, doch schon in Wien hatte der designierte EU-Präsident Jaques Santer deutlich zu erkennen gegeben, daß er einen Fachmann von Format berufen wolle. Franz Fischler überzeugte bei den Beitrittsgespr chen Österreichs zur EU durch sein Verhandlungsgeschick, er wird es in der neuen Funktion dringend brauchen, geht es doch um die Rettung und Sicherung eines gesunden Bauernstandes auf dem ganzen Kontinent. Dafür hat sich der künftige Agrarchef bereits wiederholt ausgesprochen. Für Österreich und seine Freunde ist die Berufung Fischlers ein beachtlicher Erfolg, zumal dadurch auch der „Weg der ökosozialen Marktwirtschaft“ im Sinne seines Vorgängers Josef Riegler und seines Nachfolgers Willi Molterer europaweit zum Durchbruch kommen kann: Ökologie und Ökonomie in Harmonie. Fischler ist seit 1973 verheiratet und hat vier Kinder. Seinen Bauernhof in Absam führte er bis zu seinem Avancement zum Minister im Nebenerwerb, seither ist die Landwirtschaft verpachtet. Den Wald betreut der Forstwirt weiter in Eigenregie und das will er auch als EU-Agrarkommissar so halten. Heimatliche Bodenhaftung in Tirol als Ausgleich zur großen Welt.

Dem dynamischen  sterreichler ist in Zukunft auch das LEADER II-Programm anvertraut, für das sein Vorgänger René Steichen zugunsten der ländlichen Entwicklung bereits mit hohen Mitteln vorgesorgt hat. In den nächsten Jahren können die angelaufenen 217 Projekte vollendet werden, neue Aufgaben stehen ins Haus.

Für das Gedeihen des europäischen Bauernstandes und eine gute Landentwicklung wünschen wir Franz Fischler, der schon seit 1988 aktives Mitglied des ISG ist, viel Kraft, Ausdauer und Erfolg!



Der neue Agrarchef der EU, Dr. Franz Fischler, im Bild oben (rechts), übernimmt eine verantwortungsvolle Aufgabe. Das Foto zeigt ihn vor der EU-Zentrale in Brüssel mit seinem Sekretär für Europa-Fragen, Andr  Rupprechtler.

(Fotos: HOP MEDIA, Holzner)



Aus dem Inhalt

Karin Wilhelm: Zur Stadt der Zukunft	2
Enge Kontakte zu Nordrhein-Westfalen	3
Jörg Albrecht über Kairo: Platz ist nur noch bei den Toten	4-10
Fritz Csoklich: Abstecher in das Reich der Mitte	11-12
Hasso Hohmann: Eindrücke einer Chinareise	13-15
Michael Brückner: Berlin bleibt nicht Berlin	16-20
Hasso Hohmann: St. Petersburg – Das Bernsteinzimmer wird rekonstruiert	21
Wolfgang J. Fink: EUROPA NOSTRA in Straßburg	22-23
Die Alfred Toepfer-Stiftung F.V.S. Hamburg wurde Mitglied des ISG	24
Zur Zukunft der Stadt – eine achtseitige Farbdokumentation	25-32
Max Mayr: Krems feiert das Millenium	33
Marburg (Maribor): Die Aufwertung der Stadtkerne belebt den Tourismus	34-35
Wolfgang J. Fink: Faszinierendes Irland	36-38
Alles „fliegt“ auf Dresden	39-41
Folker Götz: Reflexionen über Graz – Altstadt und neues Bauen	42
Max Mayr: Wien – Helmut Zilk für sanfte Sanierung der Hofstallungen des Fischer von Erlach und Stimmen von Experten	43-44
EU-Förderung zur Restaurierung von Sakralbauten	45
Riga zeigt in Graz den Reichtum an Jugendstil	46-47
Europäisches Mosaik	48-51
25 Jahre AIMS in Graz	52
Bücher und Broschüren	53
Einladung zur Mitarbeit beim INTERNATIONALEN STÄDTEFORUM GRAZ	54
Dubrovnik – Graz: Solidarität in schwerer Zeit. Festrede von Außenminister Alois Mock bei der Verschwisterungsfeier	55-56

Impressum

ISG-Nachrichten 3-4/94
Jahresabonnement: öS 150,—
(+ öS 50,— Versandkostenanteil)

Herausgeber:
INTERNATIONALES STÄDTEFORUM GRAZ
A-8010 Graz, Hauptplatz 3
Tel.: 0043/316/82 53 95 od. 82 41 93
Fax: 0043/316/81 14 35

Redaktion:
Max Mayr
Hasso Hohmann
Wolfgang J. Fink

Organisation: Wolfgang Popelka

Sekretariat: Anna Loibner

Mitarbeit: Herta Maria Mayr

Satz und Gestaltung:
Eduard Pirnik, Siegfried Kerstein

Druck: Druck- und Verlagshaus Styria
A-8010 Graz, Schönaugasse 64

Die Stadt der Zukunft ist die Zukunft der Stadt

Viele Städte sind nach dem Zweiten Weltkrieg explosionsartig gewachsen, in zahlreichen Mega-Städten herrscht unvorstellbares Elend. Wir werden uns in den ISG-Nachrichten und beim nächsten Kongreß intensiv damit auseinandersetzen.

Unser Titelbild zeigt den überfüllten El Azhar Square in Kairo. (Foto: SUNAK-ZEFA)

Geleitwort

Explosion der Großstädte Verödung der Dörfer

Wir haben diese Ausgabe im Hinblick auf den geplanten 5. Internationalen Kongreß für Altstadt und Baukultur des ISG unter das Motto „Die Stadt der Zukunft ist die Zukunft der Stadt“ gestellt. Während wir uns sorgen, wohin die Explosion der Großstädte führt, bewegt uns auch die bange Frage nach der Zukunft der ländlichen Regionen und der Dörfer. In weiten Teilen der Welt, speziell in Lateinamerika, Afrika und Asien gibt es einen ungehemmten Zuzug in die Megastädte mit ihren Slums, gleichzeitig verfallen alte Siedlungen, das Land wird menschenleer. Manche Zonen Europas, vor allem die Berggebiete, sind bereits von diesem Negativtrend betroffen. In Häusern, die niemand mehr pflegt, leben vornehmlich alte Leute, die Jugend zieht es in die Ballungs- und Tourismuszentren.

Gegen diese Fehlentwicklung arbeitet die Europäische Union, federführend ist die Kommission für Landwirtschaft und ländliche Entwicklung in Brüssel. Wie es in den informativ gestalteten Magazinen des LEADER-Programmes heißt, hat sich innerhalb von drei Jahren ein Netzwerk von 217 Initiativgruppen gebildet, die Förderung für Projekte in verschiedenen EU-Ländern betrug in den Jahren 1991 bis 1994 rund 442 Millionen ECU aus den drei Strukturfonds. Das Budget für das innovative LEADER II-Programm (1994 bis 1999) ist gewaltig aufgestockt, der Gemeinschaftsbetrag wurde mit 1400 Millionen ECU festgelegt.

Auch die jüngste „Land in Sicht“-Sendung des Österreichischen Fernsehens (ORF) aus Graz beschäftigte sich über Initiative von Nabg. Dr. Sixtus Lanner neuerlich mit der Aufwertung der Regionen. Es geht um „Leben in der Heimat“, um eine einigermaßen gerechte Verteilung der Mittel für die ausgeglichene Entwicklung innerhalb der Staatsgebiete. Ideenbringer für die Zukunft der Stadt müssen sich gleichzeitig um die Zukunft des Landes kümmern. Die besten Köpfe sind gefordert, neue Strategien und Konzepte in die Tat umzusetzen.



Prof. Max Mayr
Präsident des ISG

KARIN WILHELM

Zur Stadt der Zukunft



Univ. Prof. Dr. Karin Wilhelm ist Vorstand des Instituts für Kunstgeschichte an der Technischen Universität Graz. Wichtige Stationen: Lehrtätigkeit in Berlin, Kassel und Oldenburg, Studien- und Forschungsaufenthalte in Italien, England und den USA. Organisatorin mehrerer internationaler Ausstellungen zu moderner Architektur und Design (Berlin, London, Stockholm). Themenschwerpunkte: Architektur und Kunst des 18. bis 20. Jahrhunderts, Kunsttheorie und Ästhetik.

Vom „Tod der Stadt“, vom „Städtemorden“, vom „Verfall der Stadt“ ist in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder die Rede gewesen. Für diese Analysen waren die blindwütigen Radikalsanierungskonzepte, denen zu Beginn der siebziger Jahre Europas Städte preisgegeben wurden, ebenso verantwortlich wie die Umschichtungen in der städtischen Ökonomie. Die dem Stadtkörper sichtbar eingeschriebene Vernetzung von Produktions-, Verkehrs- und Konsumtionssphäre, die die Struktur der „klassischen“ Metropolen prägte, verlor durch die rasante Entwicklung sogenannter „sanfter“ Technologien, durch die Innovationen im Bereich der Kommunikation ihre einst scharfe Konturierung. Einer der Effekte dieser Entwicklung zeigte sich in der Ästhetisierung der Stadtarchitektur zum „Stadtbild“ und die architektonischen Formen der Postmoderne lieferten zur rechten Zeit den visuellen Ausgleich für den Verlust der traditionellen Lesbarkeit der Stadt.

Fragt man also nach der Zukunft der Stadt, so wird die Analyse der heutigen Produktionsformen des Städtischen unumgänglich. Eben diese Einsicht hat in jüngster Zeit der Stadtsoziologie neuerlich Auftrieb gegeben und Konzepte für Stadtarchitekturen sollten sich in der Auseinandersetzung mit diesen Überlegungen zu einer städtischen Kultur entwickeln.

Thesen zu einer Kultur der Stadt:

1. Über die Stadt zu sprechen, wie es in diesem Text im folgenden getan werden soll, ist letztlich unzulässig. Es gibt kleine und große Städte, Metropolen und das in verschie-

denen Regionen. Solche Städte haben ihre spezifische Ausprägung, sie produzieren eigenständige Sozialisationsformen als ein Gemisch aus Armut und Reichtum, Produktion und Destruktion, erfüllter Sehnsucht und Gewalt. Städte sind mithin Lebens- und Zeichenwelten, die vergangene und zukünftige Träume kommentieren. Als Lebensraum der Menschen sind sie keineswegs konfliktfrei, darin bilden sie eine Art subversives System. Die städtische Kommunikation ist ein Differenzmodell, das, will es existenzfähig bleiben, die Akzeptanz des Andersartigen, des unterschieden Gleichzeitigen voraussetzt.

2. Die Stadt ist nach wie vor ein Schnittpunkt sozialer Kräfte, worin sich die Struktur und Differenzierung der Gesellschaft räumlich organisiert und repräsentiert. Ein wesentliches Charakteristikum der Stadt ist mithin die soziale Vielfalt, die zugleich die ethnische, religiöse und politische Identität einzelner Gruppen wie der nationalen Charaktere spiegelt.

3. Die Stadt ist aber auch ein Schnittpunkt unterschiedlicher Traditionen, die sich dem Stadtgrundriß ebenso eingepreßt haben wie den unterschiedlichen Architekturen. Städte selbst sind ein Ausdruck des kommunikativen Handelns der Menschen über Jahrhunderte hinweg. Die Akzeptanz solcher gewachsener Stadtstrukturen muß im Kontext der aktuellen Lebendigkeit stehen. Die historische Stadt ist kein Wert an sich, sondern erweist ihre Qualität stets im Feld der aktuellen Aneignung durch die Menschen. Degradiert man sie durch Verschönerungsdenkmalpflege zur Puppenstube, so erleidet sie neben ihrer Musealisierung ihre ästhetische Entmündigung. Neues Bauen in alter

Umgebung hat auf die Lebendigkeit des *genius loci* Rücksicht zu nehmen, ihn zu akzeptieren und doch zugleich die Aufgabe, neue Akzente zu setzen.

4. Die Stadt mit ihren verschiedenen Quartieren garantierte bislang eine Erfahrungsvielfalt von politischen und sozialen Aktionen, sie vermittelte den Ausgleich zwischen öffentlicher und privater Existenzform. Die Krise der Öffentlichkeit scheint, so Richard Sennett, der Stadt die Qualität zu nehmen, Ort der differenzierten sozialpolitischen Handlung zu sein. „Die Stadt“, so Sennett, „ist das Instrument nichtpersonalen Lebens, die Gußform, in der Menschen, Interessen, Geschmacksrichtungen in ihrer ganzen Komplexität und Vielfalt zusammenfließen und gesellschaftlich erfahrbar werden.“ Diese Qualität zur Anonymität garantierte und garantiert das Existenzrecht sogenannter Minderheiten, sie begünstigt eine selbstbestimmte kulturelle Vielfalt jenseits einer kontrollierenden Überwachung.

5. Die Medialisierung unserer westlichen Gesellschaften ist kein Modell einer Stadtkultur, und entgegen der vielfach geäußerten Prognosen wird die städtische Kultur nicht in der Cyber-space-Intimität aufgehen. Der Wille zur begreiflichen Erfahrung - und das ist wörtlich zu nehmen - wird ein Wesen, das wie der Mensch „mit den Beinen sieht“ (Maturana) in widersprechender Bewegung halten. Die unterschiedlichen Städte unserer Welt werden auch weiterhin in diesem Kontext Gestalt bewahren.

Wir ersuchen die Sportler aller Länder: Spenden Sie bitte für Sarajevo!

Menschen in der Stadt, in der 1984 Olympische Spiele ausgetragen worden sind, bangen dem dritten Kriegswinter entgegen. Die Versorgung mit Wasser ist katastrophal, es gibt kaum Heizmaterial, die Lebensmittelreserven reichen nur für etwa zehn Tage.

Auch in Wien und anderen Städten lagern wegen der Spendenmüdigkeit - als Folge der anhaltenden Kämpfe - nur noch wenige Hilfsgüter. Angesichts des unvorstellbaren Elends haben jetzt Kurt Bergmann vom ORF und Caritaskoordinator Peter Quendler mit Rotkreuzhelfern neuerlich zum Einsatz für die unschuldigen Opfer des Krieges aufgerufen.

Wir vom INTERNATIONALEN STÄDTEFORUM GRAZ setzten seit dem Sommer 1991 zahlreiche Friedensinitiativen, wir unterstützten auch humanitäre Aktionen wie „Nachbar in Not“.

Wir wenden uns nun an die Sportler aller Länder mit dem Ersuchen:

**Spenden Sie bitte für Sarajevo, damit
die Bewohner der schwer getroffenen Stadt**

**nicht erfrieren
nicht verhungern
nicht verzweifeln!**

Von Österreich aus sind in den letzten Jahren über 2800 Lastwagengzüge mit Nahrung, Medikamenten und Kleidung, aber auch Waggons voll Brennholz in das ehemalige Jugoslawien gerollt. Jetzt brauchen wir die weltweite Solidarität für die Olympiastadt.

Sprechen Sie mit Sportjournalisten! Sammeln Sie bitte unter Spitzensportlern, in Clubs und Vereinen! Verzichteten Sie auf Weihnachtsfeiern und Geschenke! Melden Sie sich mit Ihrer Bereitschaft und Ihren Anregungen beim INTERNATIONALEN STÄDTEFORUM GRAZ (ISG), A-8010 Graz, Hauptplatz 3, Tel.: 0316/82 53 95 oder 82 41 93, Fax: 0316/81 14 35, Kennwort: „Sportler helfen Sarajevo!“

Spenden aus Österreich erbitten wir auf das Postsparkassenkonto 76 00 111

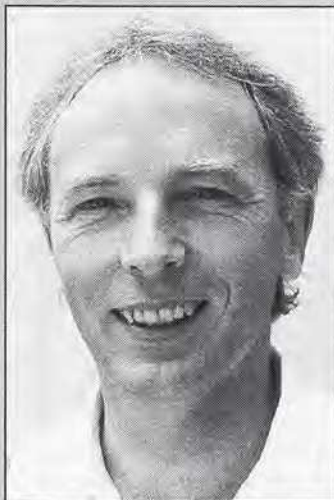
Spender aus anderen Ländern mögen sich bei Ihrem Geldinstitut erkundigen, wo und wie man ohne große Spesenbelastung den Betrag überweisen kann.

Wir danken jetzt schon für jedes Engagement.

*Die ärmsten Opfer des Krieges sind die Kinder, die Frauen und die alten Menschen. Es fehlt an allem, auch an Trinkwasser.
(Fotos: EPA Funkbilder)*



Enge Kontakte zu Nordrhein- Westfalen



*Vorrag für Erhaltung
und Pflege von Stadt- und
Ortszentren: Ministerialdirigent
Dr. Wolfgang Roters. (Foto: Mayr)*

pflegte, auf das Städteforum. Bei einem Besuch von Ministerialrat Faßhauer kam es im Frühjahr 1994 zu einem fundierten Erfahrungsaustausch, am 30. Mai gab es im Ministerium in Düsseldorf ein Arbeitsgespräch mit Wolfgang Roters, Ulrich Faßhauer, Heiner Monheim und Hasso Hohmann vom ISG. Anfang Juli kam sodann Ministerialdirigent Wolfgang Roters nach Graz, um die Altstadtrevitalisierung und die Verkehrsberuhigung unter die Lupe zu nehmen. In Gesprächen mit Max Mayr ging es aber auch um eine künftige enge Zusammenarbeit zwischen Nordrhein-Westfalen und dem INTERNATIONALEN STÄDTEFORUM GRAZ.

Aufmerksame Leser der ISG-Nachrichten erinnern sich: Nach dem 3. Internationalen Kongreß für Altstadt und Baukultur, haben wir das GRAZER MEMORANDUM für eine menschengerechte Verkehrspolitik abgedruckt und auch als Poster versandt. Dieses Kleinplakat, das Ministerialrat Dr. Heiner Monheim an seinem Arbeitsplatz im Ministerium für Stadtentwicklung und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen affizierte, erregte eines Tages vielseitiges Interesse. Ministerialdirigent Dr. Wolfgang Roters und Ministerialrat Ulrich Faßhauer erweiterten die Kontakte, die Dr. Monheim bereits mit der Grazer Stadtplanung

Das Ministerium für Stadtentwicklung und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen mit rund 18 Millionen Einwohnern, ist nicht nur auf dem Gebiet der Erhaltung und Pflege von Stadt- und Ortszentren seit 1987 sehr aktiv, den Politikern und Fachleuten wie Minister Franz-Josef Kniola ist es auch gelungen, wertvolle alte Industriebauten für neue Funktionen zu nützen. Das Image vom verrosteten Ruhrpott gehört der Vergangenheit an, der Slogan von den „blühenden Landschaften“ mit einer hohen Lebensqualität gilt in besonderer Weise für das Ruhrgebiet, die wachsende Zahl von Touristen kann dies bestätigen. (Beachten Sie bitte die Seite 32).



Der folgende Text von Jörg Albrecht erschien erstmals in: DIE ZEIT, Nr. 36 (2. September 1994). Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Redaktion.

Platz ist nur n

Kairo ist wie ein Tier. Es springt den Fremden an, und läßt ihn nicht mehr los. Vierundzwanzig Stunden am Tag, egal, wo man sich aufhält, vor der Stadt gibt es kein Entkommen.

Dafür sorgt schon das Straßenkonzert, das vom Morgenrauen bis weit nach Mitternacht anhält und gleich darauf wieder erwacht, ein aberwitziger Klangteppich aus Autohupen und Fahrradklingeln, überdrehten Motoren und schadhafte Auspuffen, Kassettenrecordern, Trillerpfeifen,

Muezzins und Marktschreiern! Ein Reporter der Zeitung *Al Abram* streifte tagelang durch Straßen, Kaffeehäuser, U-Bahn-Stationen mit einem Ghetto-Blaster, den er auf höchste Lautstärke gedreht hatte. Niemand sprach ihn auf den ohrenbetäubenden Lärm an. „Vielleicht hat mich keiner gehört“, faßte er das Experiment zusammen.

Kairos Krach ist demokratisch. Jeder ist davon betroffen. Der Pegel im Zentrum des Stadtviertels Dokki, ergab eine Untersuchung der Kairoer Universität, beträgt an Werktagen hundert Dezibel, was an das Donnern eines Tieffliegers heranreicht. Vierhundert Personen, die dieser Geräuschkulisse

ständig ausgesetzt waren, zeigten mindestens eines der folgenden Symptome: Konzentrationsschwäche, Hörminderung, erhöhte Reizbarkeit, Schlaflosigkeit, Verwirrung, herabgesetztes Reaktionsvermögen, Bluthochdruck. Abdel Latif El-Shargawi, der die Untersuchung geleitet hatte: „Die Leute mögen sich an den Krach gewöhnt haben. Was nicht heißt, daß sie darunter nicht leiden. Sie leiden sehr wohl.“

Es gibt noch andere Gründe, in und an Kairo zu leiden. Ein Jahrhundert ungebremstes Wachstum hat Ägyptens Hauptstadt aus allen Fugen geraten lassen. Sind hier sieben Millionen Menschen zu Hause?

Autobahnen auf mehreren Ebenen zerschneiden ganze Stadtviertel in der überbordenden Hauptstadt Ägyptens. (Foto: Herzog - present)



och bei den Toten

Zwölf? Fünfzehn? Achtzehn? Allein die Bandbreite der Schätzungen umreißt das Problem. „Versuchsstation für den Weltuntergang“ hat die *Bauwelt* die Stadt genannt, in der Anfang September die Weltbevölkerungskonferenz tagte.

Der Fahrer taucht links unter das Lenkrad und schließt zwei Drähte kurz. Der Anlasser klingt intakt. Der Motor nicht. Das wäre nicht weiter schlimm, wenn der Wagen nicht ausgerechnet am Ramses-Platz vor dem Hauptbahnhof liegengeblieben wäre, wo eine Stockung im Handumdrehen zum Verkehrskollaps führt. In die letzte verbliebene Lücke zwischen Omnibussen, Lastkarren, Taxis, Kleintrans-

portern, Fahrrädern schiebt sich ein Toyota-Pick-up voller Melonen. Was dem Heer der Fußgänger die Chance gibt, die Straße zu überqueren. Soldaten schultern ihr Marschgepäck, junge Männer stemmen überschwere Koffer, Mütter raffen Kinder und Wäscheballen zusammen, und alles verkeilt sich endgültig.

Auch nach oben kann niemand entkommen. Denn da sind in den letzten Jahren die Flyovers errichtet worden, Straßen über den Straßen. Das hat den Anwohnern der höheren Stockwerke neue Einblicke in das Verkehrsgeschehen verschafft, aber die Verkehrsdichte nicht etwa halbiert, sondern eher verdoppelt.

Zwei Millionen Fußgänger hat die Polizei am Bahnkopfplatz zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang gezählt. Tausend Menschen ziehen täglich neu in die Stadt. „Kommt ein *Saidi* [ein Dörfner aus Oberägypten] nach Kairo...“, so beginnen Witze. Aber das ist längst kein Spaß mehr. Die Stadt erstickt an sich selbst.

Mit den Autoabgasen mischt sich der Ausstoß von Zementfabriken, Stahlöfen, chemischen Betrieben, die einst vor den Toren der Stadt lagen und heute vom ausufernden Häusermeer verschluckt sind. An manchen Tagen brüht Kairo in vierzig Grad Lufttemperatur eine Art Nebel aus. Nicht einmal von den obersten Stockwerken der Hochhäuser läßt sich dann noch die fünf Kilometer entfernte Silhouette der Mokkatam-Berge erkennen.

Eine Großstadt, definiert das Lexikon, ist im „Sinne der Statistik eine Stadt mit über 100.000 Einwohnern“. Aber was ist Kairo? In Deutschlands am dichtesten besiedelter Stadt München, leben 4000 Einwohner pro Quadratkilometer. In Kairos Altstadtvierteln drängen sich auf der gleichen Fläche bis zu 150.000 Men-

schen. Selbst an der Peripherie sind es 15.000. Überall wachsen neue Viertel aus dem Boden, dehnen sich in die Breite, in die Höhe, bilden Waben wie in einem monströsen Bienenstock.

Er hätte dem *Bawab*, dem Türsteher, einen kleinen Verschlag im Erdgeschoß eingerichtet, erzählt ein Hausbesitzer aus dem reichen Viertel Zamilik; drei Wochen später hätte dessen gesamte fünfköpfige Familie darin gelebt. Das ist in ärmeren Bezirken ohnehin die normale Zimmerauslastung. Viele Familien haben es so eingerichtet, daß die Angehörigen in Schichten schlafen. Auch das erklärt die Tatsache, daß die Stadt rundum die Uhr auf den Beinen ist.

Das Wort Intimsphäre wird in Kairo auf Schritt und Tritt ad absurdum geführt. Nicht nur hat man ständig das Gefühl: Da ist jemand. Da ist tatsächlich immer irgend jemand. Zwischen parkenden Autos kocht ein Mann auf dem Butangaskocher seinen Bohneneintopf. Auf dem Mittelstreifen der Straße der Arabischen Liga breiten um Mitternacht Familien ihre Decken zum Picknick aus. Unterhalb der Corniche halten Hunderte von Liebespaaren Händchen am Nilufer. Zu heiraten, eine Familie, einen Hausstand zu gründen ist für die Mehrheit der jungen Kairener zu einem unlösbaren Problem geworden. Und das wird sich kaum ändern: Ein Drittel der Bevölkerung hat noch nicht einmal das 18. Lebensjahr erreicht.

Wohin mit ihnen? Bis zum Jahr 2000, so wird geschätzt, werden zwei Millionen neuer Wohnungen benötigt. Es gibt zwar schon leerstehenden Wohnraum, aber den kann sich niemand leisten - paradoxerweise eine Folge der sozialen Mietgesetzgebung, die die Mieten auf niedrigem Niveau

einfriert. Die Wohnungsbesitzer verlangen daher absurd hohe Schlüsselgelder, um die Baukosten hereinzuholen.

So haben sich in Kairo bizarre Formen des Wohnens gebildet. Die Friedhöfe im Osten der Stadt sind schon seit langem ein belebtes Viertel, in dem sich zwischen einer halben und einer Million Menschen in Grabdenkmälern einquartiert haben. Es gibt dort Strom, Wasser, Geschäfte, Hauptstraßen, Nebenwege, es gibt sogar Makler, die Wohnrechte in den Katakomben vermitteln. Und wenn die Angehörigen der Toten einmal im Jahr zur Gedenkfeier kommen, oder wenn jemand zu bestatten ist, dann rücken alle noch ein bißchen zusammen.

Dem Gouverneur Omar Abdel Akher sind diese Auswüchse ein Dorn im Auge. Er will die Totenacker in die Wüste verlegen und das ganze Gebiet neu bebauen. "Es mag inhuman klingen, aber es muß gemacht werden", sagt er. "Das wird das Problem auch nicht lösen", meint Milad Hanna, früherer Abgeordneter und Professor an der Ain-Shams-Universität, "die Gegend würde anschließend nur noch dichter besiedelt."

Ist Kairo schon ein Vorgeschmack auf das 21. Jahrhundert? Dann soll es, so eine Prognose der Vereinten Nationen, Städte mit beinahe dreißig Millionen Einwohnern geben. Kairo läge dann etwa an dreizehnter Stelle. Pessimisten glauben, daß die Stadt heute schon am Ende sei. Sie strangulierte sich selbst, unfähig, die Probleme zu lösen, die mit Händen zu greifen sind. So war das immer, trösten sich dagegen die Optimisten.

Al Kahira, die Siegreiche, galt bereits im frühen Mittelalter als größte Stadt der Welt. 600.000 Einwohner zählte sie im Jahre 1250 unter mameluckischer Herrschaft. Dann stagnierte



das Wachstum bis in die Neuzeit. Der Pascha Muhammad Ali ließ im 19. Jahrhundert erste Schneisen in das islamisch geprägte Gassengewirr schlagen. Sein Sohn Ismail war noch stärker von der Moderne fasziniert. Nach dem Vorbild von Paris und der "Methode Haussmann" schuf er Boulevards und Plätze. Zur Eröffnung des Sueskanals am 16. November 1869 präsentierte sich Kairo in europäischem Glanz, mit neuen Wohn- und Handelsvierteln und prächtiger Beleuchtung.

Für zwei Millionen Einwohner war die Stadt angelegt. Es sollte nicht der einzige Plan bleiben. Präsident Nasser verstaatlichte nach der Revolution von 1952 die Bauwirtschaft und gab für Kairo einen ersten "Master Plan" in Auftrag. Er sah die Gründung neuer Stadtteile und Industriezentren vor - und prognostizierte eine Einwohnerzahl von fünf Millionen. 1973, als längst klar war, daß diese Schätzung weit hinter der Wirklichkeit zurückblieb, wurde der Plan modifiziert. Weitere Studien wurden in Auftrag gegeben, revidiert, verworfen. Zur Zeit gilt, bis auf

weiteres, ein „strategischer Entwicklungsplan“ für den Großraum Kairo aus dem Jahre 1983. Sein Ziel: eine Infrastruktur zu schaffen für das Jahr 2000.

Wer das Kairo von heute mit dem von vor zehn Jahren vergleicht, muß zugeben, daß vieles erreicht wurde. Es ist beispielsweise nicht mehr nötig, zum Telefonieren nach Athen zu fliegen, denn die Neuanschlüsse funktionieren. Auch die periodischen Überschwemmungen ganzer Viertel mit Abwasser gehören der Vergangenheit an; mit amerikanischer und britischer Unterstützung wurde eins der gewaltigsten Kanalisationsprojekte der Welt in Angriff genommen, es steht kurz vor der Vollendung. Die Linie eins der U-Bahn befördert eine Million Menschen pro Tag, und das pünktlich auf die Minute. Noch liefert der Nil genügend Trinkwasser, noch reicht der elektrische Strom, auch wenn Zusammenbrüche des Netzes notorisch sind. Alles hängt davon ab, ob es gelingt, das Wachstum der Stadt in den Griff zu bekommen.

Der Schriftsteller und Nobelpreisträger Nagib Mahfus hat den größten Teil dieses Jahrhunderts miterlebt, in dem Kairo sich glatt verzehnfachte. „Sehen wir heute wirklich nur noch Wälder aus Stahlbeton und Demonstrationen wildgewordener Fahrzeuge? Hören wir denn nichts anderes mehr als Lärm und Getöse? Betrachten wir nichts anderes mehr als Haufen von Müll?“ Der 83jährige träumt sich in seinen Büchern zurück in die Vergangenheit, als das Leben Kairos in den Gassen der Altstadt spielte.

Im Stadtteil Gamaleya sind Mahfus' Figuren noch zu Hause, in Straßen wie der Al-Hossaineya, wo Jungen auf dem Kopf Körbe voll fiepsender Küken durch die Menge balancieren, Radfahrer sich mit Zischlauten ihren Weg bahnen, wo in Garküchen Fische braten, Tischler, Schuster, Kupferschmiede ihr Geschäft im Erdgeschoß der mehr oder weniger baufälligen Häuser betreiben. Kairo ist nicht nur ein seelenloser Moloch.

Das Phänomen Großstadt, schrieb der Philosoph und Stadttheoretiker Georg Sim-

mel, sei keine räumliche Tatsache mit soziologischen Folgen, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt. Ägypten ist eine alte Gesellschaft, geprägt vom Leben der Bauern. Noch ist das dörfliche Lebensgefühl nicht erstickt unter Kairos schierer Masse. Blendet man die Totale aus, zerfällt die Megastadt in zehntausend Dörfer, in Hunderttausende von Nachbarschaften.

Die Soziologin Janet Abu-Lughod hat daraus eine „Grammatik der islamischen Stadt“ formuliert. Im wesentlichen beruht sie auf vier Punkten: das Wohnquartier mit Menschen ähnlicher Herkunft, ein stark differenziertes Eigentumsrecht, gegenseitige Verantwortlichkeit der Quartiersnachbarn und eine fein abgestufte Teilung des Raumes in einen privaten, einen halbprivaten, einen halböffentlichen

*An den Ufern des Nil schießen ganze neue Stadtviertel und auch Hochhäuser aus dem Boden.
(Foto: A.M. Begsteiger)*



Schwester Emmanuele setzt sich mit ganzer Kraft seit vielen Jahren für die Müllmenschen ein. Manches Aufbauwerk ist ihr, auch mit österreichischer Hilfe, gelungen. (Foto: Neumüller)



und einen öffentlichen Bereich - eben ganz das Bild des mittelalterlichen islamischen Gasse, in der der Handwerker bei offener Tür arbeitet, der Händler sein Geschäft auf die Straße verlegt, Kinder spielen, Männer streiten, während Frauen sich den größten Teil des Tages in den Häusern verbergen.

Verlorengegangen ist diese Grammatik nicht. Aber es führt auch kein Weg mehr zurück ins Mittelalter. Das zeigt das Beispiel des einstigen Bauerndorfs Embaba. Hier soll Napoleon Bonaparte seine Truppen im Juli 1798 in die entscheidende Schlacht gegen die Mamelucken geschickt haben. Mit großer Geste wies er angeblich auf die Pyramiden am Horizont: „Geht hin und denkt daran - vierzig Jahrhunderte blicken auf euch!“ Wer heute nach Embaba kommt, auf den blicken bloß vier Jahrzehnte. Doch die haben die Landschaft nordwestlich der Nilinsel Gezira gründlicher verändert als vier Jahrtausende zuvor. Weit in das fruchtbare Ackerland des Nildeltas hinein haben sich die ziegelfarbenen Wohnhäuser von rund eineinhalb Millionen Menschen geschoben. Embaba ist längst kein Dorf mehr, sondern eine Großstadt innerhalb der Großstadt, die ihrerseits schon wieder in einzelne Distrikte zerfällt - darunter Schlupfwinkel militanter islamischer Fundamentalisten, die dem Staat offen den Kampf erklären.

Embaba ist in weiten Bereichen eine „inoffizielle“ Siedlung. Das Gros der Hauseigentümer hat sich um eine Baugenehmigung nicht gekümmert. Das wäre ohnehin aussichtslos gewesen, denn die Umwandlung landwirtschaftlicher Flächen ist in Ägypten seit 1940 drastisch eingeschränkt - in einem Land, das zu 96 Prozent aus Wüste besteht, liegt das nahe. Die

Bauern sahen freilich, wie die Quadratmeterpreise an der Stadtperipherie von Kairo in die Höhe schnellten: von zwei auf vier, sechs, zehn, dann dreißig, sechzig und schließlich auf über hundert ägyptische Pfund im Laufe von zwei Jahrzehnten. Da war der Verkauf des Landes profitabler als der Anbau von Obst oder Gemüse. So wuchsen unter der Hand die Schwarzbauten empor. Kairo verschlang in vierzig Jahren das Umland, von dem es sich tausend Jahre lang ernährt hatte. Embaba ist kein Slum. Embaba ist genau das, was entsteht, wenn der Stadtplanung die Stadt und die Planung entgleiten. Embaba ist der Fluch der großen Zahl.

Kairo hat keine Probleme, die andere Städte nicht auch hätten. Aber jedes Problem hier wächst auf der Stelle zu einem Riesenproblem.

Vierzig bis fünfundvierzig Prozent der Bevölkerung leben unterhalb der Armutsgrenze. Das jährliche Durchschnittseinkommen liegt bei 1800 Pfund, umgerechnet etwa 900 Deutsche Mark. Streicht die ägyptische Regierung, wie von der Weltbank gefordert,

nun auch die letzten Subventionen auf Grundnahrungsmittel - wovon soll Kairo dann leben? Der Minister für den öffentlichen Sektor, Atef Mohamed Ebeid, ein Verfechter der harten Linie, zuckt mit den Schultern: „Die Menschen müssen härter arbeiten. So ist das Leben. Wenn sie nicht arbeiten, haben sie keine Zukunft.“

Nicht einmal die Ärmsten der Armen leben, entgegen dem Anschein, im Stadtviertel Mansheyat Nasr am Fuße der Mokatam-Berge. Es sind die Sabbalin, die Müllmenschen. Arbeit haben sie genug - sechs bis achttausend Tonnen Abfall produziert die Megalopolis Kairo jeden Tag. Da findet eine Zunft, die ihn beiseite schafft, leicht ihr Auskommen.

Im vergangenen Jahr brach das Unheil über Mansheyat Nasr herein. Kurz vor Weihnachten stürzte ein 45 Meter hoher, 3000 Tonnen schwerer Felsen in die Tiefe und begrub vierzehn Häuser unter sich. 11 Überlebende und die Leichen von insgesamt 34 Opfern bargen die Rettungsmannschaften. Dann schlugen sie den Felsen in Stücke.

Atemberaubend ist der Gestank der Verwesung, der in der Müllsiedlung alles überzieht. Trotzdem will niemand von hier weg. Frauen und Kinder sortieren mit bloßen Händen Verwertbares aus dem Abfall, den die Männer aus den besseren Vierteln herbeikarren: Kleiderbügel, Kronkorken, Glas, manches Eßbare. Plastikflaschen werden an Ort und Stelle geshreddert und später zu Plastikstühlen verarbeitet. Altpapier wird getrennt in großen Ballen entsorgt. Organische Abfälle fressen die Hunde, Ziegen und Schweine.

Ein Leben in Würde ist es sicher nicht, das die Sabbalin führen. Aber Menschenwürde wird in einer Stadt wie Kairo schnell zu einem knappen Gut. „Die Müllmenschen haben ihre eigene Überlebensstrategie gefunden“, sagt Laila Kamel, „und deswegen finde ich sie großartig“. Laila Kamel gehört zu den sechs Helden der Graswurzelrevolution, die in diesem Jahr mit dem amerikanischen „Goldman Environmental Prize“ ausgezeichnet wurden. Sie arbeitet mit den Sabbalin an einer Kompostierungsanlage, die

das Abfallvolumen weiter reduzieren helfen konnte. Links und rechts der Unglücksstelle von Mansheyat Nasr ragen immer noch zwei Steilwände in die Höhe wie Eckzähne eines schadhafte Gebisses. In einem Einsturztrichter kokeln Plastikreste und Tierkadaver. Die jahrelange Hitze der Müllverbrennung habe den Felsen zum Einsturz gebracht, sagen die einen. Der geologische Raubbau am Mokkatam sei schuld, sagen die anderen, und die Abwässer, die von den Neubaugebieten jenseits des Plateaus ungehindert den Berg hinabsickern. „Die Umwandlung des Areal spricht Bände“, meint der Geologe Roushdi Said, der früher seine Studenten zu Exkursionen hierherführte: „Es ist höchste Zeit, daß Umweltschützer und besorgte Bürger in dieser Stadt Partei ergreifen.“

Eine von denen, die sich Sorgen machen, ist Amira Idris, eine fröhliche und pragmatische Frau. Sie ist Kinderärztin an der ältesten und renommiertesten Kairoer Klinik, dem Universitätskrankenhaus Kasr El-Aini auf der Nilinsel Roda. Doch von einer Vorzeige Einrichtung ist das Hospital weit entfernt. Die Neugeborenenabteilung ist nach hygienischen Maßstäben ein Alptraum. Die Türen stehen weit offen, Uringeruch hängt in der Luft, Farbe blättert von den Wänden, überall Bauschutt – fast wirkt es wie Hohn, wenn Besucher Kittel und Überschuhe anziehen müssen. Die Babyintensivstation ist ein Raum aus kolonialen Zeiten, es herrscht brütende Hitze, gegen die auch der Deckenventilator nichts mehr ausrichtet. Vierzehn Neugeborene liegen in den betagten Inkubatoren, Frühgeburten, Zangengeburt, Babys mit Herzfehlern und Atemproblemen, doch am häufigsten seien Infektionen, erzählt die Ärztin.

Bei knapp zwei Prozent liegt Kairos Geburtenrate. Das bedeutet, daß täglich fast tausend Kinder geboren werden. Mindestens zehn kommen allein in dieser Abteilung des Kasr El-Aini zur Welt. Die Kapazität reicht nicht, immer wieder müssen werdende Mütter abgewiesen werden. Im Prinzip garantiert die ägyptische Verfassung jedem Bürger das Recht auf medizinische Versorgung. Gemessen an anderen Ländern der Dritten Welt ist der Standard des Gesundheitswesens sogar hoch. Doch hält das System nicht mehr Schritt mit dem Bevölkerungswachstum. Bittere Ironie: Gerade das erfolgreiche Programm zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit, das in den sechziger Jahren begonnen wurde, hatte entscheidenden Anteil an diesem Mißverhältnis. Daß Kairos Krankenhäuser überlastet sind, ist eine Folge der gestiegenen Lebenserwartung.

Die Gesundheitsversorgung hat sich gespalten in einen öffentlichen und einen privaten Bereich. Wer bezahlen kann, findet ausgezeichnete Ärzte, wer nicht, reiht sich in die langen Schlangen auf den Krankenhausfluren ein. Und nicht einmal dann ist ihm freie Behandlung sicher. Patienten berichten davon, daß ihnen Ärzte vor Operationen lange Listen

aushändigen mit dem, was sie mitzubringen hätten. Arzneimittel, Spritzen, selbst Verbandszeug sind Mangelware.

Was Amira Idris am meisten erschreckt, ist die hohe Zahl der Mißbildungen. Kinder ohne Arme, Kinder ohne Beine, Kinder mit noch schrecklicheren Deformationen, „Dinge, die man in keinem Lehrbuch findet“. An die zehn solcher Fälle hat sie im Monat gezählt; die Frauen waren fast ausnahmslos jung, gesund, gut ernährt, auch in der Familiengeschichte fanden sich keine Auffälligkeiten. Die Kinderärztin plant eine Vergleichsstudie. Sie vermutet, daß es sich um chronische Bleivergiftung handelt. Und wenn sich das wirklich bestätigen sollte – was dann?

In Kairo von Umweltschutz zu reden, das ist beinahe seltsam. Welche Umwelt soll man schützen? Es gibt, so weit das Auge reicht, nur noch Zeugnisse jahrhundertelanger menschlicher Tätigkeit. Und gleich dahinter beginnt die Wüste. Krasser könnte der Gegensatz nicht sein zwischen dem schmalen Lebensraum, der längst ein künstlicher geworden ist, und der lebensfeindlichen Außenwelt. „Ich glaube, wir werden irgendwann nicht mehr darum herkommen, Kairo zu sperren“, sagt der Journalist Morsi

Saad Ed-Din, früher Sprecher von Präsident Sadat, heute Mitglied einer Beraterkommission, die sich um die Zukunft der Stadt Gedanken macht. „Das hat noch nirgends auf der Welt funktioniert“, widerspricht Minister Ebeid. Auf eine Trendwende hofft sein Kollege Mahmoud El-Sherif, Minister für Lokalverwaltung. In fünf Jahren soll ein Programm zur Stärkung der Provinz Wirkung zeigen. Der Bevölkerungsminister schließlich verweist auf die Tatsache, daß sich Kairos Wachstumsrate seit Anfang der neunziger Jahre verringert hat.

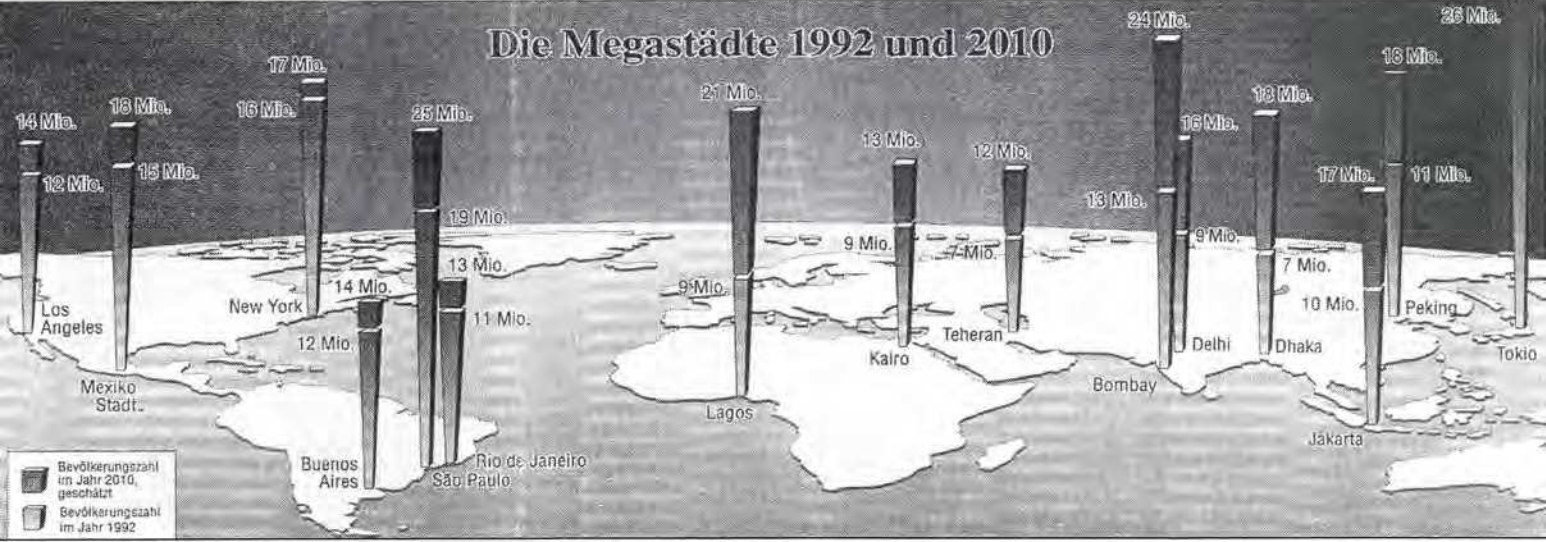
Bleibt also Hoffnung, daß man in der Zwischenzeit das Problem der wachsenden Kriminalität in den Griff bekommt, das Problem der steigenden Arbeitslosigkeit, das Problem der öffentlichen Sicherheit angesichts religiöser Fanatiker und die Frage der Erziehung angesichts von vierzig Prozent Analphabetentum. Sowie die Frage, wie man das alles finanziert. Positiv gesehen ist Kairo keine Versuchstation für den Weltuntergang, sondern ein einziges Labor der Hoffnung. Wenn es tatsächlich gelingt, die Schwierigkeiten dieser Stadt zu lösen, dann ist noch so manches möglich auf dieser Welt.

Man wünscht es den Kairenern von Herzen. In kaum



Unzählige Moscheen prägen das Bild von Kairo. Bedauerlich, daß der religiöse Fundamentalismus auch in Ägypten seine schrecklichen Folgen zeigt.
(Foto: Gery Wolf)

Die Megastädte 1992 und 2010



einer anderen Stadt der Welt (schon gar nicht dieser Größe) fühlt sich der Fremde so sicher. Nie scheint den Menschen der Vorsatz abhanden zu kommen, durch ein Lächeln, durch ein Zwinkern, notfalls durch haltloses Gelächter das Beste aus der scheinbaren Ausweglosigkeit zu machen. Das ist wohl das größte Kapital der Stadt. Allerdings wiegt die Kehrseite der Medaille schwer. Vieles bleibt im Trott des Alltags einfach so, wie es ist. In Kairo hat man das Kürzel *IBM* entdeckt, *insbaballah, bukra, malesh*, auf deutsch: So Gott will, vielleicht morgen, egal.

Wer je in Kontakt mit dem Kairoer Verwaltungsapparat geriet, mag sich fragen, wie Entscheidungen überhaupt in die Praxis umgesetzt werden. „Das Land wird wenig, und seine Leiter werden viel...“, der Stoßseufzer stammt aus den Tagen Mentuhotep II., von dem es heißt, er habe die Einheit Ägyptens vollzogen. Das war vor viertausend Jahren. Schon damals existierte eine beachtliche Bürokratie. Man kann nicht sagen, daß ihr Einfluß geschwunden wäre. Wenn man am Nil in einer Disziplin vorne liegt, dann ist es das Spießrutenlaufen - trainiert in abertausend Amtsstuben.

Ein Viertel aller Erwerbstätigen der Stadt Kairo steht in den Diensten von Regierung und Verwaltung. Als Inbegriff des gewaltigen Wasserkopfes gilt die Mugamma, ein grauer Klotz am Platz der Befreiung, 13 Stockwerke hoch, 1406 Büros und 13.000 Angestellte. Nicht weniger als 14 Ministerien und 65 verschiedene Ab-

teilungen bilden hier ein undurchdringliches Geflecht wechselseitiger Nichtzuständigkeit, in dem jeder Antrag, jedes Formular, jede Initiative so sicher versendet wie ein Tropfen Regen in der Wüste. So rächt sich das frühere Versprechen der Regierung, jedem Hochschulabsolventen einen Job im Staatsdienst zu verschaffen - unterbeschäftigt und unterbezahlt bevölkern sie die abgenutzten Vorzimmer der Behörden.

Besuch bei Ingenieur Tharwat Talaat Nashed im Staatsministerium für neue Städte. An der Wand lehnt ein buntes Gemälde, das zeigt, wie der Ägypter von morgen wohnen soll: in einem hübschen Appartementhaus mit gepflastertem Eingang, Palmen vor der Tür und sauberen Bürgersteigen, an denen Mittelklassewagen parken. Das Bild steht in auffälligem Kontrast zum trostlosen Zustand des Ministeriumsgebäudes, den defekten Fahrstühlen, den verschlissenen Möbeln, dem Blick durch die nahezu blinden Fenster, der eine desolate Dachlandschaft mit Wäscheleinen zwischen Gerümpel ahnen läßt.

Ägyptens Zukunft liegt in der Wüste, hatte einst Präsident Sadat verkündet. Im Prinzip ist diese Vision geblieben. Ist das nicht eine gewaltige Aufgabe? Tharwat Nashed zieht die Kopie einer Rede hervor, die der Städtebauminister im vergangenen Herbst in Hongkong gehalten hat. Darin nennt er Ziele. Kurzfristig: Steigerung der Zement- und Ziegelproduktion, Standardisierung sogenannter Niedrigko-

stenhäuser, Verbesserung der Infrastruktur existierender Stadtteile. Mittelfristig: Bau von sieben Satellitenstädten der ersten Generation, Planung von vier Städten der zweiten und dreizehn der dritten Generation rund um Kairo und hinauf bis ins obere Nildelta. Langfristig: Besiedelung des Suezkanals, des Sinai, der nordwestlichen Mittelmeerküste und des Gebietes um den Assuan-Stausee. Mit anderen Worten: Platz für hundert Millionen Menschen.

Tharwat Nashed drückt auf verschiedene Klingelknöpfe und Telephontasten, langsam füllt sich sein Büro, gute Freunde werden mit Wangenkuß begrüßt, Tee wird hereingetragen, und es entspinnt sich ein Gespräch über dies und das.

Wie macht man das eigentlich - eine neue Stadt in die Wüste zu bauen? „Na, wir geben alle möglichen Gutachten in Auftrag.“ Nach welchen Kriterien fällt eine Standortentscheidung? „Ah, Sie wollen Ingenieursarbeit sehen?“ Tharwat Nashed holt eine telefonbuchdicke Expertise hervor, 528 Seiten aus dem Jahre 1993, die Langfassung der Ministerrede. Sie läßt keine Fragen offen.

Eine gute Stunde dauert die Fahrt von Kairo hinüber nach Madinat El-Sadat, in die Stadt der Hoffnung, die nach dem Staatsmann Sadat benannt wurde. Rechts und links der Schnellstraße Plantagen und Reklameschilder. Dann ein Umspannwerk und ein verwittertes Ortsschild, hinter dem sich eine vierspurige Straße schnurgerade in die

Die 15 Mega-Städte der Welt und ihr ungehemmtes Wachstum. Die Schätzung stammt von den Vereinten Nationen, doch die Zahlen müssen von Jahr zu Jahr korrigiert werden. (ZEIT-Graphik)

Ödnis verliert. Eine Handvoll Fabriken, Textilwerke, metallverarbeitende Betriebe. Betonmauern, die vorläufige claims abstecken. Etwas weiter Richtung Alexandria ein paar Wohnblocks in unterschiedlichen Stadien der Fertigstellung. Wo ist die Stadt? Es gibt sie nicht.

Bei der Grundsteinlegung, vor sechzehn Jahren, war noch die Rede davon, daß komplette Behörden nach Sadat-Stadt umsiedeln würden. Teile der Universität, Ausbildungseinrichtungen, das Städtebauministerium selbst. Wäre es nach Plan gegangen, müßten hier jetzt mindestens eine Viertel Million Menschen wohnen. Die „National Urban Policy Study“, eine Untersuchung aus dem Jahre 1982, kam freilich schon damals zu dem Schluß, es sei nicht ratsam, die Projekte in der ursprünglichen Form weiterzuverfolgen. Aber daß die hochfliegenden Pläne aus den siebziger Jahren buchstäblich im Sande steckengeblieben sein könnten - davon mag man offiziell nichts hören.

Als gelungenes Beispiel einer Siedlung aus der Retorte gilt zur Zeit Madinat Setta Oktober, die Stadt des 6. Oktober, benannt nach dem Beginn des vierten Krieges mit Israel. Es gibt ein Schwimmbad, einen Sportclub, eine Polizeistation und ein Schulgebäude. Ein Reisebüro, ein Gemüseladen und ein Schlachter haben sich

angesiedelt. Mit großem Aufwand werden Parkanlagen und Straßenbäume gepflegt. Rings um die älteren Appartementblocks mit ihren lehmfarbenen getünchten Fassaden, Balkons und verkehrsberuhigten Straßen werden neue Stadtkomplexe hochgezogen, nach einem Raster im Stil des sozialen Wohnungsbaus der siebziger Jahre. Noch stehen sie leer, noch sind die meisten Straßen voller Schlaglöcher, noch wirkt der größte Teil der Stadt wie eine unbemannte Raumstation, errichtet auf einem fremden Planeten. Aber potentielles Interesse ist geweckt. Immobilienspekulanten haben die Wohneinheiten schon im Rohbaustadium aufgekauft. In anderer Hinsicht ist die Stadt des 6. Oktober ein Erfolg: Entlang der Straße Richtung Giza haben sich 200 Firmen und Industrieunternehmen niedergelassen, noch einmal so viele, läßt der Minister Mohamed Ibrahim Soliman mitteilen, sollen folgen. Heißt es nicht, Allah sei mit den Standhaften?

Die Stadt des 6. Oktober - so könnte die Zukunft Kairo aussehen. Wenn die Kairener nur wollten. Aber sie wollen nicht. 120.000 sollen hier draußen angeblich wohnen, doch wo sie alle sind, ist schwer zu sagen. Leben spielt sich auf den Straßen nicht ab, es herrscht die verschlafene Stimmung einer Vorstadt. „Ich kann da nicht leben“, sagt ein Makler, der tagsüber sein Büro unterhält, „und meine Familie will erst recht nicht dahin. Man stirbt vor Langeweile.“ Er zieht es vor, im Kairoer Stadtteil Mohandessin zu wohnen. Nachts sind dort die Einkaufsstrassen verschwenderisch beleuchtet, Antiquitäten werden feilgeboten, Blumen, vor allem Schuhe. Ein Schuhladen reiht sich an den nächsten. Auf der vierspurigen Hauptstraße herrscht um Mitternacht dichter Promenadenverkehr. An der Ecke beim Wimpy-Imbiß harren Halbwüchsige der Dinge, die da kommen mögen - es heißt, hier würden sich manchmal Mädchen blicken lassen.

Kairo Nachtleben bietet, nach westlichen Maßstäben, keine Sensationen. Das Savoir-vivre, von dem die Reisenden nach der Jahrhundertwende



Das Angebot an Obst, Gemüse und den verschiedenen Früchten ist groß, die Abhängigkeit von Getreideimporten ist ein schwerwiegendes Problem für die ägyptische Wirtschaft. (Foto: Gery Wolf)

berichteten, ist islamischer Sittenstrenge gewichen, gemildert durch ägyptische Liberalität. Das scheint eine brauchbare Mischung. Ein allgemein akzeptierter Moralkodex ist das mindeste, was eine Stadt mit fünfzehn Millionen Einwohnern braucht.

Was nach dem Koran *halal* (erlaubt), *haram* (verboten) oder *makrüb* (nicht verboten, aber unerwünscht) sei, darüber entscheidet Kairo Al Azhar. Ihre Macht bezieht „die Blühende“ aus dem Lehrbetrieb. 150.000 Studenten aus allen arabischen Staaten sind an der Universität eingeschrieben. Hier wird jedes Thema behandelt, von Abtreibung bis Zensur. Das Wort der Al Azhar hat mehr Gewicht als das eines Präsidenten.

„Sehen Sie“, sagt Mahmoud Zakzouk, Religionswissenschaftler und Dekan der Fakultät für islamische Theologie, „Empfängnisverhütung ist eine Sache zwischen Mann und Frau. Für eine gewisse Zeit ist es in Ordnung, wenn sie keine Kinder haben wollen. Aber daß man Frauen zwangssterilisiert wie in Indien, das ist ein Skandal.“ Selbstverständlich weiß er, daß es nicht so weitergehen kann, wenn Ägypten alle neun Monate eine Million Menschen mehr zu ernähren hat.

„Der wahre Islam“, so Mahmoud Zakzouk, „treibt den Menschen in Richtung Fortschritt. Aber manche verstehen ihn absichtlich falsch,

wollen ihn für politische Zwecke ausnutzen. Das ist nicht unsere Sache.“ Gleichwohl werde man sich die Ergebnisse der Kairoer Bevölkerungskonferenz sehr genau ansehen. „Und am Ende nehmen wir das, was mit unserer Religion zu vereinbaren ist.“ Die vorbereitete Abschlusserklärung, in der unter anderem von „sexueller Gesundheit“ die Rede ist, hat man an der Al Azhar eingehend studiert und dann doch in Teilen für *haram* befunden. Die Auseinandersetzung hält an.

Woher nimmt die Al Azhar die Gewißheit, in Fragen des Gewissens könne es einen universalgültigen Standpunkt geben? Ganz einfach: Die Zweifel des Abendlandes sind dem Islam wesensfremd. Wer wüßte das besser als Professor Zakzouk, der vor dreißig Jahren über Unterschiede und Gemeinsamkeiten der beiden Philosophen Al-Ghazali und Descartes promoviert hat, und zwar in München, weshalb er das Deutsche noch immer hervorragend beherrscht. Freundlich komplimentiert er den Besucher aus seinem Büro: „Der Wille des Menschen ist frei. Nur muß er dann auch die Konsequenzen tragen.“

Wie frei ist der Wille des Menschen? Von der alten Zitadelle am Fuße des Mokkatam läßt sich an den wenigen Tagen mit klarer Sicht ganz Kairo überblicken. Fünfzehn Millionen Menschen, ebenso viele Schicksale, Wünsche,

Hoffnungen. Von hier oben bildet das ein steinernes Meer, das sich hinzieht bis an den Horizont, wo die Wüste beginnt und die Pyramiden von Giza sich gerade noch behaupten gegen den Ansturm der Hochhäuser. „Sie sind ein Bau, vor dem die Zeit sich selber fürchtet; und alles hier auf Erden fürchtet sonst die Zeit“, heißt es im 398. Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Jean Cocteau erinnerten sie an Termitenbauten. „Eine Antwort auf die Demütigung der Wüste“ - so der Reisende Michel Butor. „Das Monument einer sinnlosen Eitelkeit“, fand der Brite H.V. Morton. Das läßt sich natürlich von vielem sagen.

Da draußen, am Rande der Stadt, bläst am Abend der warme Wind aus Nord, der alles austrocknet und mit der Farbe des Sandes überzieht, sogar die Hunde, mit denen die Kinder spielen, zwischen Ausgrabungsresten und Autos. Die Wüste wechselt mit der sinkenden Sonne von Kalk über Ocker zu Grau. Etwas fehlt. Man muß sich bloß umdrehen. Da wartet Kairo.

Abstecher in das Reich der Mitte

FRITZ CSOKLICH

Das Motto nach Mao: „Bereichert euch!“

Eine kleine Gruppe österreichischer Journalisten wurde vom „Allchinesischen Journalistenverband“ zu einer zehntägigen Studienreise nach China eingeladen. Die „Kleine“ war mit dabei.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man nach ein paar Jahren Pause wieder nach China kommt. Dort, wo einst die „blauen Ameisen“ im Mao-Look das Straßenbild beherrschten, wo jeder, auch der geringste westliche Einfluß unterdrückt wurde, und wo es für die breiten Volksmassen nicht einmal den kleinsten Luxus gab, dort ist jetzt ein wilder, ungezügelter Frühkapitalismus unter dem insgeheimen Motto „Bereichert euch“ losgebrochen.

China, dieses riesige Reich der Mitte mit 1,2 Milliarden Einwohnern, befindet sich an seinem 45. Geburtstag der von Mao gegründeten Volksrepublik in einem Umbruch, wie er krasser gar nicht gedacht werden kann. Nur die rote Fahne und das Symbol von Hammer und Sichel sind gleichgeblieben. Und die Partei hat die Macht fest in der Hand. Das Leben der Chinesen aber hat sich revolutionär verändert.

Schon die Fahrt vom Flughafen in Peking in die Elf-Millionen-Metropole läßt diesen Umschwung erkennen. Eine sechsspurige moderne Autobahn führt nun dort, wo man früher auf einer kurvigen Asphaltstraße dahinholperte, in das Stadtzentrum. Dieses wird jetzt von drei achtbahnigen Autobahnringen umgeben, die zum größten Teil fertiggestellt sind und auf denen in den

Wir freuen uns, daß wir in dieser Ausgabe jüngste Entwicklungen in mehreren Kontinenten vorstellen können. Chefredakteur Dr. Fritz Csoklich, KLEINE ZEITUNG Graz, (Österreichs meistgelesene Bundesländerzeitung) hat mit einer Journalistendelegation wieder einmal China besucht. Seinen Beitrag „Das Motto nach Mao: Bereichert Euch!“ können wir mit freundlicher Genehmigung abdrucken. DI Dr. Hasso Hohmann (ISG) unternahm eine achtwöchige Studienreise durch das Reich der Mitte, diese Impressionen sind ebenfalls von hoher Aktualität.

Stoßzeiten der Stau regiert wie in irgendeiner anderen westlichen Großstadt.

Damit ist das Startzeichen für die in ihren ökologischen Auswirkungen völlig unkalkulierbare Motorisierung Chinas gegeben. Auf den breiten Boulevards der Innenstadt gab es in den vergangenen Jahrzehnten neben den städtischen Autobussen faktisch überhaupt nur Radfahrer, und bloß eine schmale Mittelspur war den schwarzen Limousinen der Staatsfunktionäre vorbehalten. Jetzt sind die Radler auf die beiden Außenspurten der Boulevards abgedrängt, während

unzählige Busse, Taxis, Privatautos, Lastkraftwagen das Straßenbild beherrschen.

Taxiboom

Ein Gewährsmann in Peking erzählt uns Journalisten, daß es noch vor wenigen Jahren 6000 Taxis in Peking gegeben hat, ungefähr so viele wie in Wien. In der Zwischenzeit ist diese Zahl auf 60.000 Taxis hinaufgeschwollen, und auf Schritt und Tritt sieht man, wie zahllose Chinesen Taxis benutzen - ein Verkehrsmittel, das ihnen bis vor kurzem schon aus Geldmangel überhaupt nicht zur Verfügung stand. Mit

Monsterprojekten will man in China die Infrastruktur für die Motorisierung des Landes schaffen. Schon wird an der Autobahn Peking-Hongkong gebaut, die eine Strecke von knapp 3000 Kilometern bewältigen wird. Daneben soll eine neue Eisenbahnstrecke entstehen. Die bisher fertiggestellten Autobahnteilstücke sind Mautautobahnen, mit deren Erträgen ausländisches Kapital an einer Beteiligung interessiert werden soll. Die Investoren aus dem Ausland stellen sich direkt an, nur aus Österreich wird kaum Interesse gemeldet.

Stückzahlen

Im Außenhandelsministerium erklärt man uns offen, daß eine eigene chinesische Autoindustrie geschaffen werden soll. Ausländische Erfahrung und ausländisches Kapital will man zum Aufbau dieser Industrie heranziehen, die bei allen Autokonzernen der Welt bereits größtes Interesse erregt: Denkt man doch sofort an die möglichen Stückzahlen der Autoproduktion angesichts der gigantischen Bevölkerungsziffern.

Es sind aber nicht nur die neuen Straßen und Autobahnen, die den Unterschied zu den vergangenen Zeiten markieren. Es ist vor allem der gewaltige Bauboom in Peking und im ganzen Land, der auffällt. In der chinesischen Hauptstadt sind in den letzten vier, fünf Jahren so viele Hochhäuser, Bürotürme, schicke Hotelneubauten mit Fitnesscenter und Sauna entstanden, daß ein Blick über die Stadt nun plötzlich an Amerika erinnert. In rasender Geschwin-



Ein Großteil des Warentransportes geschieht in China heute noch mit Fahrrad-Rikschas.
(Foto: Hobmann)

digkeit entstehen überall neue Wohnviertel. Und das Vorzeigeprojekt des „neuen Kurses“ ist das hypermoderne „olympische Dorf“, das rund um ein funkelneues Stadion für die Asien-Spiele geschaffen wurde und die olympische Bewerbung Pekings unterstützen soll.

In einem Land, in dem noch vor wenigen Jahren das Durchschnittseinkommen umgerechnet etwa 150 öS pro Monat betrug, bedeutet dieser Boom einen umstürzenden Wandel für das Leben der meisten Chinesen. Zur Zeit ist die chinesische Volkswirtschaft die am schnellsten wachsende der Welt. Der Ausgangspunkt war freilich so tief, daß es zwangsläufig zu ärgsten Verzerrungen zwischen den noch immer niedrigen Einkommen der Volksmassen und den neuen, luxuriösen Möglichkeiten kommt. Das Durchschnittseinkommen in China ist mittlerweile auf etwa 500 öS im Monat gestiegen, aber die neuen Eigentumswohnungen in den Satellitenstädten kosten mindestens das Dreißig- oder Vierzigfache.

Es kommt zu einem Bau- und Spekulationsfieber, das im Land der Kulturrevolution besonders makaber anmutet. Immobilien sind jedenfalls das große Geschäft im chinesischen Frühkapitalismus, es

wird gekauft, geschachert und verkauft, was das Zeug hält. Die englischsprachige Tageszeitung „China Daily“ in Peking ist voll von ganzseitigen Inseraten, die unter Namen wie „Wunderland“, „Phönix Villas“ oder „Königlicher Garten“ Eigentumswohnungen mit westlichem Standard anbieten.

Leistung

Diese neue Welle wird vom Regime als „sozialistische Marktwirtschaft“ angepriesen. Dringliche Fragen, was denn an dieser Marktwirtschaft noch sozialistisch sei, beantwortete der greise stellvertretende Staatspräsident Rong Yiren in der „Großen Halle des Volkes“ auf dem „Platz des himmlischen Friedens“ mit dem Hinweis, die Hauptsache sei das Festhalten am Volkseigentum. Die Produktivkraft der chinesischen Wirtschaft müsse aber weiter entwickelt werden, wobei die Verteilung der Güter nach der Leistung zu erfolgen habe.

Ein beträchtlicher Teil der staatseigenen Betriebe, so berichten uns Kenner der Lage, steckt aber in den roten Zahlen. Daher müssen allenthalben Fabriken geschlossen werden, und auch die forcierte Zusammenarbeit mit ausländischen Firmen kann das Problem der dadurch entstande-

nen Arbeitslosigkeit nicht lösen. So sehen wir vor allem draußen in der Provinz immer wieder Hunderte junge Männer und Frauen, die in bestimmten Straßen der Städte ihre Arbeitskraft anbieten. Manche haben Sägen mit oder anderes Werkzeug, um gleich mit der Arbeit beginnen zu können.

Trotzdem ist der wirtschaftliche Aufschwung nicht zu verkennen. An diesem Erfolg hat gewiß der Geschäftssinn der Chinesen, den die Russen nie in diesem Sinn gehabt haben, einen großen Anteil. So herrscht jenseits der Grenze in Rußland nach wie vor Mangel an fast allem und jedem, während in China die Märkte in der Hauptstadt wie in der Provinz übervoll sind. Es biegen sich im wahrsten Sinn des Wortes die Tische unter der Last unzähliger Gemüsearten und Obstsorten.

Kehrseite

Die gefährliche Kehrseite dieser Entwicklung ist die Inflation, die nach offiziellen Angaben im Sommer 20 Prozent erreicht hat. Angesichts dieser Entwicklung nimmt die Kluft zwischen Reich und Arm enorm zu, und selbst nach amtlichen Darstellungen gibt es zur Zeit in China etwa 80 Millionen Menschen, die unter dem Existenzminimum leben

müssen. In dieser Differenz steckt ein bedrohliches politisches Potential, von dem niemand weiß, wie es sich unter Umständen entladen wird.

Unruhe schafft aber nicht nur die Ökonomie, es gibt auch die Enttäuschung der eigenen Parteikader, die an den Kommunismus geglaubt haben. Eine junge Chinesin erzählte uns, daß ihr Vater begeisterter Parteifunktionär gewesen ist. Nun befindet er sich in Pension und beschränkt sich darauf, zu Hause Kalligraphie zu betreiben. Er geht nur noch in der engsten Umgebung spazieren und vermeidet es geflissentlich, in das Stadtzentrum nach Peking zu fahren. Die neuen, nach westlichem Muster entstehenden Bauten, der Straßenlärm, die vielen Autos, das Überwiegen der großen westlichen Firmen und Konzerne, die mit Lichtreklamen und mit eigenen Ständen in allen großen Kaufhäusern vertreten sind, bereiten ihm Brechreiz. So sitzt er zu Hause und sinniert über das Ende der Idee, der er ein ganzes Leben zu dienen versuchte.

Moderne Allerwelts-Autostadt. Wer würde hier an Peking denken? (Foto: K.K.)



Auch die Chinesen wollen hoch hinaus!

DI Dr. Hasso Hohmann, INTERNATIONALES STÄDTEFORUM GRAZ, unternahm kürzlich eine lange Reise durch verschiedene chinesische Provinzen. Von ihm stammen die Beiträge auf den Seiten 13, 14 und 15.

In China ist eine fast flächendeckende Bautätigkeit festzustellen. Man hat den Eindruck, daß sich das riesige Land in einem gewaltigen Umbruch befindet. Neue Verkehrswege, meist Autobahnen, sollen die gigantischen Entfernungen überbrücken helfen. Brücken und Tunnels entstehen, in den großen Städten werden für Autobahnen und mehrgeschossige Verkehrsknoten breite Schneisen in die Stadtstruktur geschlagen. Auch dem neuen Wohn-, Büro- und Geschäftsbau fallen großflächige Althauszonen zum Opfer, moderne Hochbauten prägen die junge Architektur.

So führt eine in ihrer Geschwindigkeit und Kompromißlosigkeit wohl einzigartige Angleichungsbewegung, an westliche Vorbilder zu einer einschneidenden Veränderung im „Reich der Mitte“. Die Eingriffe sind ärger als zur Zeit der von Mao betriebenen Kulturrevolution. Beim ersten großen „Bildersturm“ ging es bekanntlich um die Zerstörung, Profanierung und Isolierung vieler großer Zeugen der langen chinesischen Kulturentwicklung, vor allem der Tempel, der Klöster, der Kirchen, der Moscheen und der Herrschaftsarchitektur. Nun verschwindet die anonyme Architektur, die neue Architektur knüpft aber nicht an traditionelle Wohn- und Lebensformen an, sondern hat ihre Vorbilder im „Westen“. In den jetzt entstehenden Hochhäusern

sind soziale Kontakte und lose Kommunikation, wie Brett- und Kartenspiele mit Nachbarn, nur noch schwer möglich.

Die noch immer steigende Bevölkerungszahl und die einsetzende Landflucht führen zu einem starken Bevölkerungsdruck auf die großen Metropolen. Zusätzlich macht die Forderung nach mehr Raum für jeden Einzelnen ein Ausweichen in die Höhe verständlich und notwendig. Es sollte aber bei künftigen Lösungen versucht werden, die spezifisch chinesische Lebensweise auch in der neuen Hochhausarchitektur zu berücksichtigen. Es steht zu befürchten, daß die radikalen Veränderungen zum Verlust der Identität führen.

Kurz gefaßt: Die Planung müßte auf die Wohngewohnheiten der Chinesen mehr Rücksicht nehmen, hat doch Architektur einen stark prägenden Einfluß auf den Menschen.

*Oben:
Das neue Shanghai jenseits des Huangpu-Flusses. Der Stadtteil „Pudong“ wird für ca. 5 Millionen Menschen und als Wirtschaftssonderzone errichtet. Der Architekt Richard Rogers hat den städtebaulichen Wettbewerb für das „Hongkong des Nordens“ gewonnen.*

*Mitte:
Marktszene in Canton.*

*Unten:
Der Yuan Tong-Tempel, eines der schönsten Ensembles in der 3,5 Millionen-Stadt Kunming, Provinz Yunnan. (Fotos: Hohmann)*



Eisenbahn, Bus, Straßenbahn oder Verkehrsinfarkt

Für die Mobilität steht in China neben dem in der Regel noch wenig leistungsfähigen Straßennetz und den Luftwegen vor allem ein weitreichendes und im Ausbau befindliches Eisenbahn- und Wasserstraßennetz zur Verfügung. Das Eisenbahnnetz vermag aber bereits heute die gigantischen Anforderungen längst nicht mehr zu erfüllen. Endlos lange einspurige Schienenwege mit nur wenigen Ausweichen führen wegen der vielen Gegenzüge oft zu unendlichen Wartezeiten. Die Frequenz der Züge kann nicht in ausreichendem Maße gesteigert werden, weil die Schienenkapazitäten erschöpft sind. Die Folge sind chronisch überfüllte Züge, extreme Probleme bei der Beschaffung von Bahnkarten - was vor allem reisende Chinesen betrifft, aber auch jeder individuell reisende Tourist zu spüren bekommt. Dazu kommen lange Wartezeiten auch beim Warentransport, der „Umstieg“ auf LKW, Traktoren und andere Fahrzeuge bewirkt eine zusätzlich schwere Belastung des Straßennetzes.

Angesichts der brennenden Verkehrsprobleme mutet es fatal an, wenn ganz offensichtlich ein großer Teil der verfügbaren Gelder zur Förderung des motorisierten Individualverkehrs, besonders in den Bau von Stadtautobahnen, aber auch von Überland-schnellstraßen, fließt. Schienenwege sind bekanntlich sowohl im Bau als auch in der Erhaltung wesentlich kostengünstiger. Außerdem können durch den öffentlichen Verkehr auf kleinerem Raum viel mehr Personen und Waren transportiert werden. Der Straßenbau ist von einer massiven TV-Werbung für PKW begleitet, das Automobil steht bei vielen Chinesen an der ersten Stelle ihrer Wunschräume.

Man wird an die Entwicklung in Los Angeles erinnert, als die Automobilindustrie das stadtübergreifende Eisenbahnnetz, die Pacific Electric, auch „Big Red Cars“ genannt, das vielleicht bestfunktionierende öffentliche Transportsystem in den USA, aufkaufte, um es abtragen zu lassen. Von da an waren die Menschen in dieser weitläufigen Region auf das Privatauto angewiesen, die Verkaufszahlen von PKW sind kräftig und nachhaltig gestiegen. Seit auf den Highways der Riesenstau zur Tagesordnung gehört, versucht man in Los Angeles eine Trendwende.

Die Förderung des öffentlichen Verkehrs kann sehr viel Geld und Energie sparen helfen. Ihr sollte unbedingt Priorität eingeräumt werden. Solange ein großer Bedarf an öffentlichen Verkehrsmitteln besteht, sind diese leicht so attraktiv zu machen, daß man sie gerne annimmt. Die hochindustrialisierten Staaten haben sich inzwischen durch den beherrschenden Auto- und LKW-Verkehr schwerste Umweltschäden eingehandelt, dieser kostspielige Weg samt Energieverschwendung endet oft genug im täglichen Verkehrsinfarkt. Fußgänger kommen schneller voran als PKW-Fahrer. Heute werden in vielen Ländern Maßnahmen getroffen, um den Individualverkehr zurückzudrängen. Graz hat unter dem Motto „Platz für Menschen“ ein europaweit anerkanntes Beispiel gesetzt.

Die stark frequentierten Straßen, wie z.B. in Shanghai oder Peking, sind schon heute schwer überwindliche Barrieren. Sie zerstören eine der wesentlichen Funktionen städtischen Lebens - die Begegnung der Menschen. Die Hauptverkehrsadern sind zugleich die gravierendsten Zerschneidungen im Stadtgefüge und leider nicht mehr ihre zentralsten

Zonen. Man kann sich bei einer Bevölkerung von 1,2 Milliarden Chinesen ausrechnen, ab welchem Grad an Motorisierung sich der Individualverkehr ad absurdum führen muß.

So ist zu wünschen, daß man sich in China noch rechtzeitig zum Vorrang des öffentlichen Verkehrs entschließt. Ein Hoffnungszeichen: Im Juni 1994 besichtigte der chinesische Eisenbahnminister Han Zhubin bei seinem Österreichbesuch auch steirische Unternehmen, die moderne Fahrzeuge (Doppelstockwaggons), Schienen sowie Weichensysteme für Hochleistungsstrecken erzeugen. Der Chef der VOEST-ALPINE Schienen GmbH Leoben, Franz Struzl, der schon früher Verhandlungen in Peking führte, verweist darauf, daß Österreich bereits 55.000 Tonnen Schienen im Wert von 500 Millionen Schilling geliefert hat, neue Aufträge sind in Sicht. Han Zhubin, der die Ausweitung und Elektrifizierung des chinesischen Schienennetzes

um 24.000 km ankündigte, war u.a. Gast bei der SGP bzw. Siemens in Graz sowie im Betrieb VAE Eisenbahnsysteme AG Zeltweg. Struzl: „Steirische Firmen wie VOEST-ALPINE, SGP, Zeltweg und AVL List sind in China ganz vorne dabei.“

Die neue Autobahn in Canton. Die Stadt ist eine einzige Baustelle, eine schwierige Periode für die dem Lärm ausgesetzten Bewohner. (Foto: Hohmann)



Fernöstliche Satelliten- "Schüsseln" auch für europäische Dächer

Parabolisch geformte Satelliten-Antennen prägen in zunehmendem Maße das Erscheinungsbild unserer Städte und Dörfer. In der Regel sind diese in Westeuropa geschlossen ausgeführt und wirken daher relativ massiv. Da eine Farbgebung den Empfang nicht stört, werden sie oft in der zugehörigen Fassadenfarbe gestrichen, wodurch sie an Gebäuden weniger aufdringlich wirken. In seltenen Fällen sind sie auch grafisch gestaltet. So hat man im steirischen Hartberg Parabolantennen mit unterschiedlichen Blumenmotiven bemalt. Dadurch ergibt sich für diese österreichische Stadt ein farbenfrohes Bild.

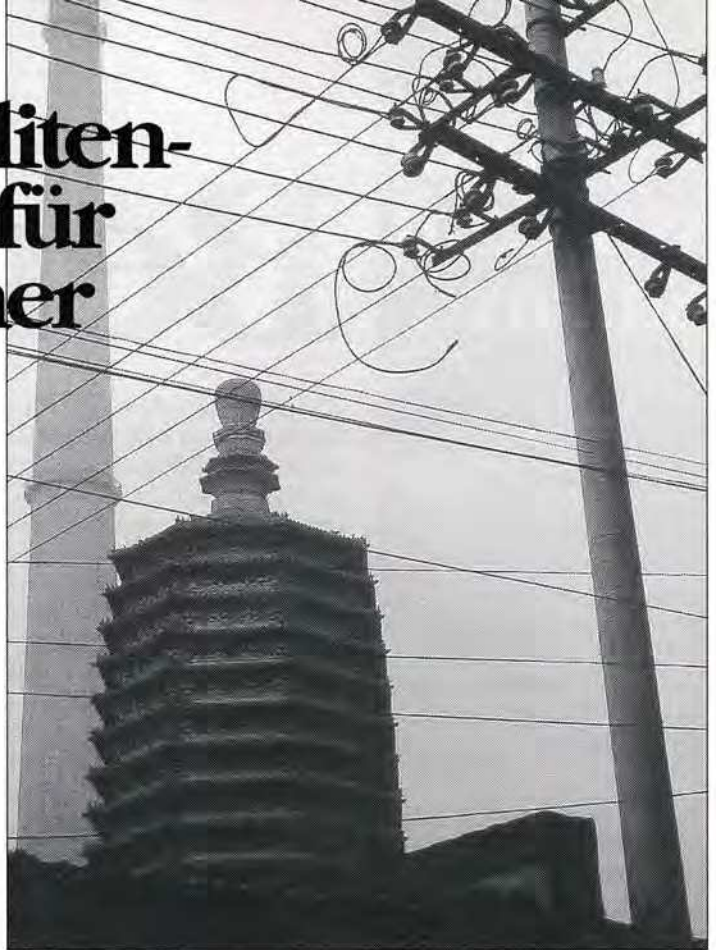
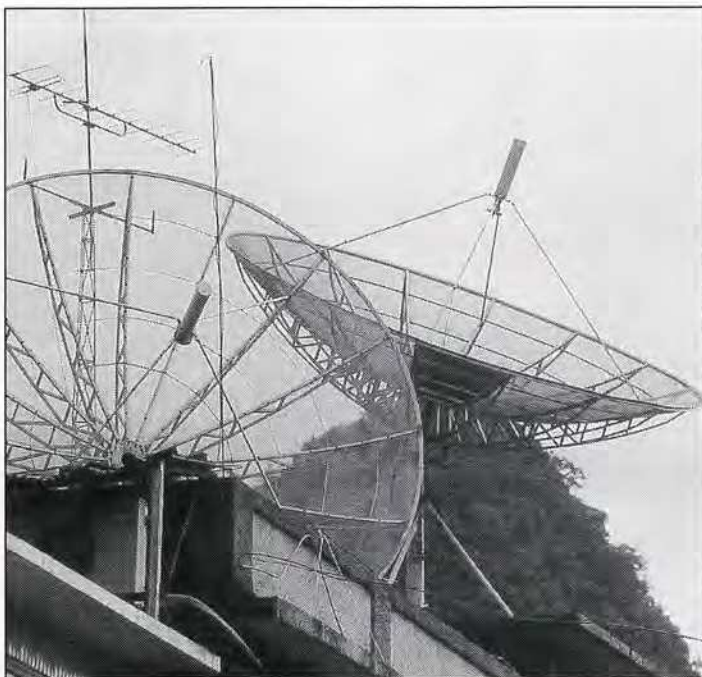
In manchen osteuropäischen Staaten und besonders in China und anderen Ländern Asiens verwendet man hingegen transparente Parabolantennen. Diese aus einem feinmaschigen Metallgitter bestehenden Antennen wirken wesentlich leichter. Selbst großformatige Antennen sind weniger störend und haben den Charakter eines Accessoires. Die Qualität des Empfanges

Die Tianning-Pagode in Peking aus dem 12. Jhdt. n. Chr. (Liao-Dynastie). Sie ist die älteste Pagode von Peking und wurde im Zuge der Kulturrevolution zwischen Kraftwerk, Werkstätten und Wohnquartieren so verbaut, daß der gesamte Tempelbezirk heute total unzugänglich ist.

soll durch die Gitterform nicht beeinträchtigt sein. Hingegen ist der Windwiderstand stark herabgesetzt.

In Österreich werden seit einiger Zeit ebenfalls transparente Satelliten-Antennen angeboten, die aus einem feinschlächigen Stanzblech bestehen. Sie wirken optisch weniger leicht als die asiatischen. Man kann aus funktionellen und optischen Gründen nur hoffen, daß sich die transparenten Satelliten-Antennen auch im Westen durchsetzen.

Ein positives Beispiel aus Yangshuo, der chinesischen Provinz Guangxi. (Fotos: Hohmann)



Zum Land

China ist mit 9,560.980 km² ungefähr gleich groß wie ganz Europa, von Portugal bis zum Ural und Kaukasus. Hier leben etwas über 1,2 Milliarden Menschen, das ist rund ein Viertel der Erdbevölkerung. Durch das rasche Ansteigen der Lebenserwartung wächst die Bevölkerung trotz äußerst restriktiver Familienpolitik noch weiter. 93 % sind Han-Chinesen. Nur 7 % stellen die ca. 55 Minderheiten, die allerdings wieder über 50 % des Landes bewohnen.

Die Minderheiten sprechen eigene Sprachen, tragen traditionelle Trachten und viele Angehörige dieser Gruppen können kein Chinesisch; selbst die Schrift ist ihnen auf dem Lande kaum oder nicht bekannt. Im Süden schreibt man Tai-Schrift, im Südwesten Tibetisch, im Nordwesten Arabisch. In den Städten und im Kernland ist Chinesisch mit seinen vielen, oft sehr unterschiedlichen Varianten vorherrschend. Zur Kommunikation dient die chinesische Schrift mit ihren aber tausend Zeichen. In Europa sind alle Ziffern gleich, die Chi-

nesen haben für jedes Wort ein eigenes Symbol.

Geographisch hat China nahezu alles zu bieten, was die Erde besitzt. Bei Turfan findet sich die zweitiefste Depression mit 154 m unter dem Meeresspiegel, mit dem 8848m hohen Mount Everest an der Grenze zwischen Tibet und Nepal verfügt China auch über den höchsten Gipfel der Erde.

In den ausgedehnten Wüstengebieten der Taklamakan und Gobi sind extreme Lufttemperaturen von plus 50° C bis minus 30° C üblich; hier ist die Luftfeuchtigkeit extrem niedrig. In den tropisch heißen Gebieten des Südens hingegen beträgt diese oft nahezu 100 %. In den höheren Tälern des Südens ist das Klima oft ganzjährig frühlinghaft; in Tibet findet man extreme Klimaverhältnisse. Im Osten ist es im Sommer warm, im Winter extrem kalt, bis zu minus 40°C. An den Küsten herrscht ausgeglichenes, im Binnenland kontinentales Klima.

Inventur vor dem Sturm

Der folgende Text von Michael Brückner erschien erstmals in: **MONUMENTE - Magazin für Denkmalkultur in Deutschland, Nr. 7/8 (August 1994)**. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Redaktion und der DEUTSCHEN STIFTUNG DENKMALSCHUTZ.

Konzentrierte Zeitgeschichte: Die höchst unterschiedlichen Phasen der deutschen Historie prägen das Profil von Berlin Mitte. Von der Vergangenheit zeugen die Baudenkmale. Von der Zukunft einstweilen nur Modelle und Blaupausen.

„Drunter und Drüber“: Man schreibt das Jahr 1923. Monate der schwelenden Krise und der bisweilen dramatischen Zuspitzungen lasten auf Deutschland und Europa. Die langen Schatten des Ersten Weltkriegs verdüstern noch immer die Perspektiven. Fran-

zösische und belgische Truppen halten das Ruhrgebiet besetzt, weil Deutschland angeblich seinen in den Friedensverträgen verankerten Verpflichtungen zur Kohlelieferung nicht nachkommt. Der im Gegenzug von Reichskanzler Wilhelm Cuno verkündete „passive Widerstand“ stürzt Deutschland in den wirtschaftlichen Abgrund, was den Regierungschef am Ende das Amt kostet. Am 8./9. November schließlich erklärt ein politischer Fanatiker namens Adolf Hitler die Regierungen des Deutschen Reiches und Bayerns für abgesetzt. Der Putsch scheitert jedoch am Widerstand von Polizei und Reichswehr.

„Drunter und Drüber“, so lautet der Name einer Revue mit Musik von Walter Kollo, die im September 1923 im Admiralspalast in der Berliner Friedrichstraße aufgeführt wird. Ein Lied daraus soll Generationen in Erinnerung bleiben, weil es trotzig-zuversichtlich dem grassierenden Pessimismus widerspricht: „Solange noch Unter'n Linden die

alten Bäume blühen, kann nichts uns überwinden - Berlin bleibt doch Berlin“.

Zeitsprung: Berlin-Mitte, vier Jahre nach Überwindung der Teilung. Was auch immer von den ehrgeizigen Planungen zur städtebaulichen Zukunftsgestaltung realisiert wird, eines steht immerhin fest: Berlin bleibt eben nicht Berlin.

Berlin-Mitte, wohl die einzige Stadtmitte, die nicht mit der City identisch ist, zeigt nur noch für überschaubare Zeit sein wechselhaftes Gepräge aus historischen Gebäuden und den dazwischen verstreuten Hinterlassenschaften der einstigen Beton- und Platten-Architektur der DDR-Ära. Angesichts einer im Detail noch ungewissen Zukunft weitet die Momentaufnahme den Blick für die Vergangenheit: Die Baudenkmale in Berlin-Mitte fügen sich zu einem Kaleidoskop der deutschen und europäischen Geschichte, reflektieren den süßen Triumph des Sieges und die schmerzliche Schmach der Niederlage, zeugen von der kreativen Kraft des Geistes und vom Irrsinn

des Fanatismus, von ideologischer Teilung und Wiedervereinigung.

Als Carl Gotthard Langhans 1791 das Brandenburger Tor fertigstellte, übergab er Friedrich Wilhelm II. ein Bauwerk, das nicht von ungefähr an das antike Athen erinnerte. Die Assoziation mit der Stadt der Künste und der Wissenschaft war erwünscht. So ähnlich wollten die Herrschenden auch Berlin sehen. Der Dichter Erdmann Wircker sollte später von „Spree-Athen“ schwärmen und ein ebenso liebevolles wie die Zeitläufe überdauerndes Synonym für Berlin kreieren.

Brandenburger Tor: Früher war die Mauer ein unüberwindliches Hindernis, jetzt bremst der Stau. Unten: Den Wettbewerb für die Gestaltung des künftigen Regierungsviertels auf der Spree-Insel bat der Berliner Architekt Bernd Niebuhr gewonnen. (Fotos: DSD-M.L. Preiss, Reimer Wulff)



ot nicht Berlin

Napoleon ließ die Quadriga vom Brandenburger Tor entfernen.

Als Napoleon im Oktober 1806 siegreich in Berlin einzog, ließ er als Akt der tiefen Demütigung seiner Gegner die Quadriga vom Brandenburger Tor entfernen und nahm sie mit nach Paris. Acht Jahre später folgte dem übersteigerten Hochmut der jähe Fall. Nach dem Sieg über Napoleon 1814 kehrte die Quadriga aus dem geschlagenen Frankreich wieder nach Berlin zurück. Und diese Rückkehr geriet - wie könnte es anders sein - ebenfalls zum Triumph.

Zur Bühne der Zeitgeschichte wurde im Laufe der Jahrhunderte auch die Straße Unter den Linden, von der Heinrich Heine einmal meinte, sie sei der „Lieblingsspaziergang so vieler großer Männer.“ E.T.A. Hoffmann sah das durchaus ähnlich. Er nannte den von prächtigen Bauten des

Barock, des Rokoko, des Klassizismus sowie von manchen Zeugnissen moderner Architektur gesäumten Boulevard einen „Sammelplatz des höheren, durch Stand und Reichtum zu üppigem Lebensgenuß berechtigten Publikums“.

Diese Straße verwandelte sich 1913 nochmals zu einem Schauplatz aufwendig-eleganter Inszenierungen zur Hochzeit der Kaisertochter und zum 25jährigen Regierungsjubiläum Wilhelms II. Ein Tanz auf dem Vulkan. Denn als sich zwölf Monate später wiederum Zehntausende von Menschen Unter den Linden versammelten, galt ihr Interesse in erster Linie dem Haus Nummer 3. Dort, im Nachrichtensaal des „Berliner Lokalanzeigers“, verfolgten die Bürger die dramatische Zuspitzung der Situation nach den tödlichen Schüssen von Sarajevo.

Das „Berliner Tageblatt“ vom 2. August 1914 beschrieb die brisante Situation: „Nach 5 Uhr war die erregte Spannung der Massen Unter den Linden aufs äußerste gestiegen... Alles fühlte, daß jetzt jede Minute die Entscheidung bringen könne, daß das deutsche Volk jetzt binnen kurzem wissen mußte, woran es sei. Da kamen plötzlich aus dem Schloßtor Automobile mit Offizieren, die der aufs höchste erregten Menge die Tatsache der beschlossenen Mobilmachung zuriefen... Nun brach ein unbeschreiblicher Jubel aus...“ Wie Emotionen trügen können.

Ambitiös waren die Pläne, als der Architekt Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff zwischen 1741 und 1743 ein neues Opernhaus im östlichen Bereich der Straße Unter den Linden baute. Die Oper war Teil einer Konzeption von Friedrich dem Großen, die außerdem ein neues königliches Schloß und ein Akademiegebäude vorsah, die das „Forum Fridericianum“ umgeben sollten, dessen Ähnlichkeit mit



den Foren römischer Kaiser durchaus beabsichtigt war.

Am Ende freilich kam alles ganz anders: Anstelle des Akademiegebäudes wurde eine Königliche Bibliothek gebaut, deren etwas behäbige Barockfassade einen auffallenden Kontrast zum eleganten Frühklassizismus der Oper bildete. Aus dem anspruchsvollen „Forum Fridericianum“ wurde am Ende der weitaus bescheidener klingende „Opernplatz“, der noch dazu durch die berühmte Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 makabre Berühmtheit erlangte.

Karl Friedrich Schinkels Neue Wache

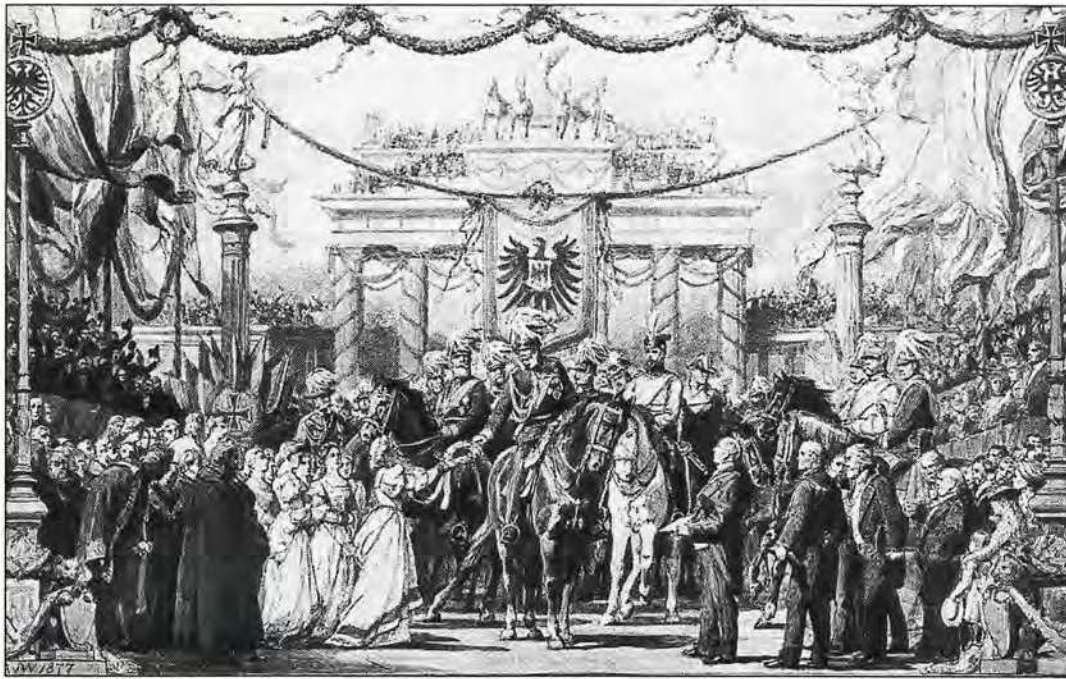
Doch kein Baudenkmal in Berlin-Mitte steht so symbolträchtig für die Irrungen und Wirrungen der Geschichte wie Karl Friedrich Schinkels Neue Wache. Vom einstigen Quartier für die königlichen Wachsoldaten über die Zweckfremdung als Stätte des nationalistischen und militaristischen Pathos bis hin zur heu-

Seit der Ostöffnung vor fünf Jahren hat sich das Leben in der 1961 entzweigemauerten Stadt wieder weitgehend normalisiert. Er beherrscht das Bild - der Himmelsstürmer am „Alex“.
(Foto: DSD-M.L. Preiss)

tigen Funktion als Ort des Gedenkens an die Opfer von „Kriegen und Gewaltherrschaft“ führt der Weg durch mehr als eineinhalb Jahrhunderte der tiefgreifenden Veränderungen in Deutschland und Europa. Ein Mahnmal mit Tiefenwirkung: Die vergrößerte Nachbildung der Skulptur „Mutter mit totem Sohn“ von Käthe Kollwitz im Innenraum der Neuen Wache vermittelt einen Eindruck von jener deprimierenden Leere und Einsamkeit, die nur der Trauer entspringen können.

Im Zeughaus, dem ersten barocken Großbau Berlins, der von Wilhelm I. in ein Waffenmuseum umgebaut wurde, erscheinen die Folgen des Krieges im Innenhof: 22 Masken sterbender Krieger, geschaffen





Eine Siegesfeier, die nachdenklich stimmen sollte. Der Triumphzug von Kaiser Wilhelm I. nach dem deutsch-französischen Krieg 1870-71. (Foto: Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz)

Mega-City im Herzen von Berlin-Mitte?

Zwischen Alexanderplatz, Lustgarten und Unter den Linden - soviel steht fest - wird Berlin sicherlich nicht mehr Berlin bleiben, auch wenn über ein Jahr die gigantische Folienattrappe des 1950 gesprengten Stadtschlusses an vergangene Zeiten gemahnte und sich viele Bürger dabei eher für das Berlin von gestern als für das Berlin von morgen engagierten.

Vergleichsweise weniger geschichtsbeladen erscheint da der Alexanderplatz, der seinen Namen einem Besuch des russischen Zaren Alexander I. im Jahr 1805 verdankt, und dem der Arzt Alfred Döblin ein literarisches Denkmal setzte. In seinem Roman „Berlin Alexanderplatz“ erzählt Döblin die Geschichte des Transportarbeiters Franz Biberkopf, der am „Alex“ Zeitungen verkauft.

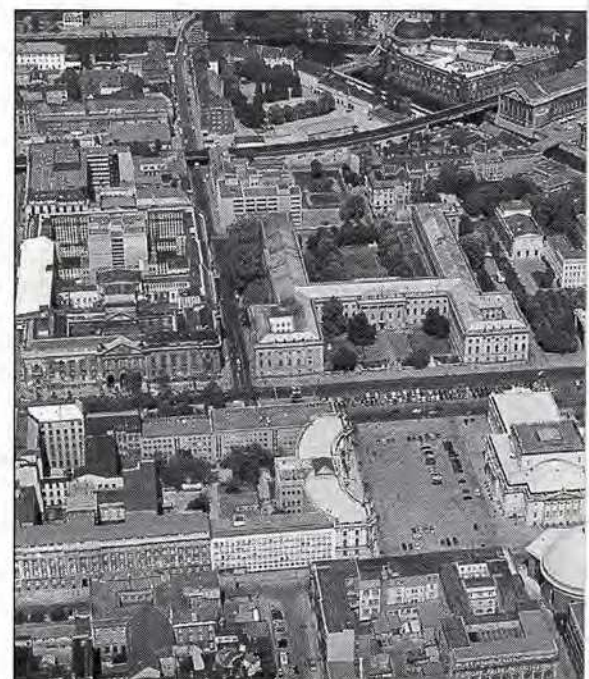
Heute würde sich Biberkopf auf dem Alexanderplatz wohl

von dem Bildhauer Andreas Schlüter. Daß jedoch das Zeughaus fast zur internationalen Berühmtheit geworden wäre, hat einen anderen Grund: Dort scheiterte nämlich am 21. März 1943 Oberst von Gersdorff mit seinem Attentatsversuch auf Hitler.

Und in unmittelbarer Nachbarschaft dieser geschichtsträchtigen Bauwerke immer wieder die Zeugnisse der jüngeren Vergangenheit: Das nüchterne, ja einfallslose Gebäude des einstigen DDR-Außenministeriums zum Beispiel, das sich wie ein Riegel vor das historische Ensemble schiebt, so, als gelte es, unter die Geschichte einen Schluß-

strich zu ziehen. Schließlich der „Palast der Republik“, mit weißen Marmorplatten und bronzefarbenem Spiegelglas verkleidet, von Asbest verseucht und nicht nur deshalb von Politikern gemieden, stellt er sicher das bekannteste Denkmal der real nicht mehr existierenden DDR dar. Abriß oder nicht? An dieser Frage entzündeten sich leidenschaftliche Debatten. Werden die Vorstellungen des Architekten Bernd Niebuhr, der im Mai überraschend als Sieger aus dem Städtebauwettbewerb „Spree-Insel“ hervorgegangen war, verwirklicht, so dürften in der „historischen Mitte der Mitte“, wie Volker Hassemer,

Berlins Senator für Stadtentwicklung diesen Teil der deutschen Metropole beschreibt, künftig weder der „Palast der Republik“ noch das einstige Staatsratsgebäude zu finden sein. An die Stelle des früheren DDR-Volkshaus-Palastes soll ein als Kongreßzentrum genutztes „Stadthaus“ mit ovalem Innenhof treten. Schinkels Bauakademie wird nach diesen Vorstellungen wieder aufgebaut, das wahrlich nicht attraktive ehemalige DDR-Außenministerium hingegen abgerissen.



Deshalb ist es eine der wichtigsten kulturellen Herausforderungen der Vereinigung Deutschlands in den urbanen wie den ländlichen Landschaften der neuen Bundesländer - diesem besonders schönen alten Teil Deutschlands - nicht die Fehler zu wiederholen, die im Westen unseres Landes nach den Zerstörungen des Krieges durch gedankenlose Verdrängung alter Substanzen begangen wurden.

Richard von Weizsäcker, 1992

nicht mehr zurechtfinden, stellte vor fast zwei Jahren eine überregionale süddeutsche Tageszeitung fest.

Gut möglich, daß Herr Biberkopf - wenn es ihn denn gäbe - den „Alex“ von morgen nicht einmal mehr wiedererkennen würde. Denn der einstige Ochsenmarkt am Rande der Stadt, im Zweiten Weltkrieg weitgehend zerstört und zu DDR-Zeiten als Betonpiste wiederhergestellt, soll ebenfalls ein neues Gesicht erhalten. Schon ist von „Manhattan an der Spree“ die Rede, von einer „synthetischen Mega-City“ im Herzen von Berlin-Mitte. Tatsache ist, daß nach den Vorstellungen der Planer rund um den „Alex“ eine Reihe von Hochhäusern entstehen soll. Der aus Ostdeutschland stammende Architekt Hermann Henselmann, der in den fünfziger Jahren die Zuckerbäckerbauten entlang der damaligen Stalinallee entwarf und überdies an der Planung für den Fernsehturm beteiligt war, verteidigt die Entwürfe zur Neugestaltung des Alexanderplatzes. Von „Plattma-



Bildleiste links unten: Das alte und neue Berlin aus der Vogelperspektive.

(Fotos: Reimer Wulf)

Oben:

Die Königliche Bibliothek auf dem Opernplatz. (Foto: Märkisches Museum, Repro nach einem Foto aus der Zeit um 1900).

Mitte:

Nur eine Folienattrappe erinnert an das 1950 gesprengte Stadtschloß.

Unten:

Die Staatsoper Unter den Linden, ein typisches Beispiel des Klassizismus. (Fotos: DSD-M.L. Preiss)



chen“ könne keine Rede sein, meinte Henselmann unlängst.

Vom Potsdamer Platz über den Spree-Bogen bis zur Spree-Insel und zum „Alex“: Berlin-Mitte steht vor erheblichen städtebaulichen Veränderungen. Doch auch wenn Berlin nicht mehr Berlin bleibt - manches wird die Zeit der Umbrüche überdauern. Mit Sicherheit werden Unter den Linden auch künftig die Bäume blühen. Und hoffentlich bleiben all jene unspektakulären Kostbarkeiten, wie zum Beispiel das Justizgebäude in der Littenstraße, wo hinter unauffälliger Fassade Justitia Haute Couture trägt und manche vom schönsten Gericht Deutschlands sprechen, wenn sie des atemberaubenden Lichthofs ansichtig werden. Wer dagegen Einspruch erheben möchte, hat dazu gleich gegenüber in der „Letzten Instanz“ Gelegenheit, der angeblich ältesten noch genutzten Kneipe in der an gastronomischen Angeboten sicher nicht armen Hauptstadt. Das ist Berlin Mitte - en detail. Nichts kann es überwinden, Berlin bleibt doch Berlin.

Oben:
Aufbauen oder nicht? Der asbestverseuchte Palast der Republik überragt vom Dom.

Mitte links:
Blick in das repräsentative Foyer des Justizgebäudes in der Littenstraße.

Mitte rechts:
Der Französische Dom am Gendarmenmarkt mit Schiller-Denkmal. (Fotos: DSD-M.L. Preiss)

Unten:
Ein Bilddokument aus 1905: Staatsoper, Hedwigskirche und Königliche Bibliothek. (Repro: Märkisches Museum)



HASSO HOHMANN

St. Petersburg

Das Bernsteinzimmer wird rekonstruiert

Die evangelische „Peter und Paul-Kirche“, von Stalin und Chruschtschow säkularisiert, wird wieder ein Gotteshaus

Die Stadt St. Petersburg wurde 1703 von Peter dem Großen an der Newa-Mündung des Finnischen Meerbusens als Hauptstadt Rußlands und Bindeglied zum Westen Europas gegründet. Nahe dem nördlichen Polarkreis gibt es im Sommer helle Nächte, im Winter hingegen lange Dunkelheit. Mit den vielen großen und kleinen Kanälen erinnert die Stadt an Amsterdam, mit ihren Prunkbauten an Rom und Paris.

Von der Architektur her sind viele Gebäude spätbarock bis gründerzeitlich-historistisch. Zahllose Kirchen und riesige Paläste sorgen in geringen Abständen für Highlights im Stadtgefüge. Die bröckelnden Fassaden bei manchen Bauten - nicht nur am Newski Prospekt - zeugen vom vergangenen Reichtum der einstigen Metropole. Eher trostlos sind die weitläufigen neuen Wohngettos an der Peripherie.

1917 ging von St. Petersburg die Oktoberrevolution unter Lenin aus, dem zu Ehren die Stadt ab 1924 Leningrad genannt wurde. Seit der Wende heißt die Stadt wieder St. Petersburg. Im 2. Weltkrieg wurde Leningrad 900 Tage durch deutsche Truppen belagert und ausgehungert, was den Tod von ca. 900.000 Menschen zur Folge hatte. Granaten und Bomben begleiteten die schreckliche Blockade, an der Beseitigung der Schäden aus dem 2. Weltkrieg wird noch heute gearbeitet.

Das weltberühmte Bernsteinzimmer, das König Friedrich Wilhelm I. von Preußen 1716 dem Zaren zum Geschenk gemacht hatte und das zuletzt im Katharinen-Schloß in Puschkin war, wollte man vor Kriegszerstörung schützen, es wurde von deutschen Truppen „evakuiert“ und ging unter

noch immer nicht ganz geklärten Umständen verloren. Angeblich sind die demontierten Schätze bei der Schlacht um Königsberg „geschmolzen“. Seit ca. drei Jahren wird es nun von 20 Kunsthandwerkern unter Leitung des Restaurators Nikolai Petrow rekonstruiert. Für die Wiederherstellung stehen glücklicherweise erstklassige Fotos und Zeichnungen zur Verfügung. Diese waren vor dem Ausbruch des Krieges für eine geplante Restaurierung angefertigt worden, akuter Geldmangel behindert derzeit die Arbeiten.

Zur evangelisch-lutherischen „Peter- und Paul-Kirche“ (Newski Prospekt Nr. 22-24), gibt es gute Nachricht. Wie mehrmals berichtet, hat Stalin diese größte protestantische Kirche Rußlands geschlossen und zu einem Materiallager degradiert. Unter Chruschtschow wurde sie ein Schwimmbad für Marineeinheiten. Im Mai 1994 hat Prof. Dr. Fritz Wenzel von der Technischen Universität Karlsruhe die Chancen der Wiederherstellung als Gotteshaus untersucht. Die Rekonstruktion hat inzwischen erfolgreich begonnen. Da die Finanzierung schwere Sorgen bereitet, wird um Spenden auf das Konto der Deutschen Bank AG in Hamburg, BLZ 200 700 00, Konto-Nr. 405 4441, gebeten.

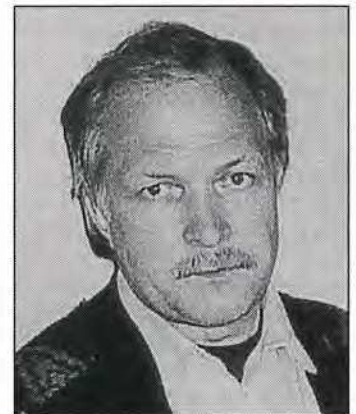
PS: Österreich hat in St. Petersburg ein Konsulat eröffnet und unterstreicht damit die wirtschaftliche und politische Bedeutung dieser Stadt, die bereits in der Vergangenheit eine große Mittlerfunktion zwischen Westeuropa und Rußland hatte. Honorarkonsul ist Tom Waestfeld. Hier die Adresse: Ul. Furschadtskaja 43 kw 1, 191123 St. Petersburg, Tel: 275 05 02 oder 275 04 96.



Oben: Die Außensanierung der „Christi Auferstehungskirche“ ist abgeschlossen.

Mitte: Nikolai Petrow, Leiter der Rekonstruktion des Bernsteinzimmers.

Unten: Univ. Prof. Irina Kriutsova, Kapitän Vladimir Kriutsova und Ljubow Paulowa, exzellente Kenner von St. Petersburg, vor dem Katharinen-Schloß in Puschkin. (Fotos: Hohmann)



Das kulturelle Erbe der europäischen Flußlandschaften

EUROPA NOSTRA/IBI ist seit mehr als drei Jahrzehnten um den Schutz und die Pflege des reichen Landschafts- und Architekturerebes bemüht. 264 Delegierte aus 29 europäischen Ländern nahmen vom 25. bis 30. April 1994 in Straßburg an der Generalversammlung teil, deren Hauptthema „Das kulturelle Erbe der großen europäischen Flüsse“ lautete. Die Veranstaltung fand in Zusammenarbeit mit dem Europarat im Palais de l'Europe statt.

Straßburg - gelegen an Ill und Rhein - war als Tagungsort klug gewählt. Die Hauptstadt der Region Elsaß und des Departments Bas-Rhin lag seit jeher am Schnittpunkt verschiedener Kulturkreise und besitzt heute als Sitz des Europarats und des Europaparlaments große Bedeutung. Die ursprünglich auf eine keltische Siedlung zurückgehende Stadt zählt etwa 250.000 Einwohner, fünf Mündungsarme der Ill umrahmen einen der schönsten Altstadtkerne Europas.

Das Straßburger Münster - eindrucksvolles Monument sakraler Baukunst - wurde am höchsten Punkt des einstigen römischen Lagers erbaut, vielleicht anstelle eines heidnischen Tempels. Auf romanischen Fundamenten entstand im 13. und 14. Jahrhundert das Münster in seiner jetzigen Form, gotische Baumeister aus Chartres gestalteten die für die Epoche typischen Kreuzgewölbe und Fensterrosen. Bis ins 19. Jahrhundert war der 1439 fertiggestellte oktogonale Turm mit 142 Metern der höch-

ste Europas, erst dann wurde er von den Domen in Köln und Ulm „übertagt“. Durch Umwelteinflüsse entstandene Schäden an dem Sandsteinbau machen seit 1965 permanente Restaurierungsarbeiten notwendig.

Europarat und Europaparlament sind im Palais de l'Europe beheimatet, das auch architektonisch das „neue“ Straßburg verkörpert. Im „Salle Willy Brandt“ - in Erinnerung an diesen großen Europäer - fanden die Beratungen der EUROPA NOSTRA/IBI-Delegierten statt.

Prinz Henrik von Dänemark, Präsident von EUROPA NOSTRA/IBI, erinnerte an 1975, als der Europarat das Jahr des kulturellen Erbes unter das Motto „Eine Zukunft für die Vergangenheit“ stellte. Seither wurde die Sensibilität für die Natur- und Kulturschätze unseres Kontinents wesentlich verstärkt.

Auf Probleme und Chancen der bevorstehenden EU-Erweiterung wies die Generalsekretärin des Europarats, Catherine Lalumière, hin. Sie machte deutlich, daß trotz mancher Bedenken Österreich, Schweden, Norwegen und Finnland in der Gemeinschaft willkommen sind, um der Vision eines geeinten Europas ein Stück näherzukommen.

Der Vorsitzende des Unterausschusses für architektonisches und künstlerisches Erbe im Europaparlament, José-Luis Lopez Henares, ging auf die Situation im ehemaligen Jugoslawien ein und verwies auf die Möglichkeiten, die sich gerade

nichtstaatlichen Organisationen in solchen Konflikten bieten. Die Aktivitäten des INTERNATIONALEN STÄDTEFORUMS GRAZ können in diesem Bereich als beispielhaft gelten.

Lester Borley, Generalsekretär von EUROPA NOSTRA/IBI, präsentierte die Schwerpunkte seines Programmes bis zum Jahre 1996. In einem dringenden Appell forderte er die Delegierten zu verstärkten Anstrengungen auf, da die kulturelle Identität ganzer Regionen bedroht sei, wie die Situation im zerfallenen Jugoslawien zeige. Ein besonderes Anliegen Lester Borleys ist die vermehrte Einbindung von Vertretern der jüngeren Generation in die Arbeit von EUROPA NOSTRA/IBI.

Zur Einführung des Hauptthemas „Das kulturelle Erbe der großen europäischen Flüsse“ verwies Daniel Cardon de Lichtbuer, geschäftsführender Präsident von EUROPA NOSTRA/IBI, auf die Konvention zum globalen Erbe (1972), die generell natürliche und kulturelle Gebiete unterscheidet. Derzeit sind Bestrebungen zu einer differenzierteren Betrachtungsweise dieser Konvention im Gange, Fachleute der UNESCO, des ICOMOS und des Europarats erstellen ein detailliertes Konzept.

In einer Reihe von Fachreferaten und Statements wurde versucht, die Nutzung von Flußtälern als Arterien der kulturellen Bewegung europäischer Völker aufzuarbeiten. Schwerpunkte bildeten die Landschaften an Themse, Rhone, Rhein, Donau und

Weichsel. Die Verschlechterung der Umweltbedingungen in den letzten drei Jahrzehnten hat vor allem die Flüsse und ihre Uferlandschaften schwer in Mitleidenschaft gezogen. Große Sorge bereiten auch das unkontrollierte Wachstum von Industriesiedlungen an Flußläufen und die ökologische Sanierung von Mündungsgebieten, zum Beispiel des Donaudeltas in Rumänien. Übereinstimmung herrschte in der Auffassung, daß nur grenzüberschreitende Zusammenarbeit die Lösung dieser Probleme ermöglichen kann.

Prof. Norbert Burda, Vizepräsident von AUSTRIA NOSTRA, erinnerte an die heftigen Auseinandersetzungen um das geplante Donaukraftwerk bei Hainburg östlich von Wien im Jahre 1984. Massiver Widerstand einer breitgefächerten ökologischen Bewegung hatte damals die Zerstörung wertvoller Aulandschaften verhindert.

Mit großer Mehrheit wurden zwei Resolutionen verabschiedet: Die „Deklaration zur Erhaltung von Flußlandschaften“ ruft zu einer europaweiten Kampagne in dieser Thematik

EUROPA NOSTRA / IBI-Generalversammlung im „Salle Willy Brandt“: Daniel Cardon de Lichtbuer, Prinz Henrik von Dänemark, Lester Borley, Sneska Quaedvlieg-Mibailovic (Bild links). Im Bild rechts: LA PETITE FRANCE, eines der reizvollsten Viertel von Straßburg. (Fotos: Fink)





Ein Monument sakraler Baukunst, das gotische Münster mit den weltberühmten Glasfenstern. Im Bild unten: Das Palais de l'Europe ist Sitz von Europarat und Europaparlament. (Fotos: Fink)

auf, die „Erklärung zum Schutz historischer Bauten“ richtet sich vor allem an Europarat und Europaparlament.

Ein Antrag von AUSTRIA NOSTRA, zur Frage der Erhaltung der barocken Hofstallungen in Wien möge EUROPA NOSTRA einen Protestbrief an die österreichische Bundesregierung verfassen, fand große Zustimmung. Das INTERNATIONALE STÄDTEFORUM GRAZ ist im Kampf gegen die Zerstörung des einzigartigen Fischer von Erlach-Baus seit Jahren aktiv, schon

vor drei Jahren wurden die ISG-Nachrichten 1-2/91 diesem Thema gewidmet. (Dieses Heft ist noch in wenigen Exemplaren zum Preis von öS 30,- + Versandkosten im ISG erhältlich.)

Die EUROPA NOSTRA/IBI-Generalversammlung in Straßburg wurde - in einer Stadt, die harmonisch Altes und Neues vereint - vom Willen geprägt, den Einsatz für den Schutz des architektonischen und natürlichen Erbes in Europa zu verstärken.

Europaparlament: Anerkennung für die Arbeit des ISG

Seit mehreren Jahren beschäftigt sich das INTERNATIONALE STÄDTEFORUM GRAZ (ISG) aktiv mit der Situation im ehemaligen Jugoslawien. Daher wurde ein ISG-Delegierter eingeladen, am 28. April 1994 in Straßburg an einer Sitzung des Unterausschusses für architektonisches und künstlerisches Erbe im Europaparlament teilzunehmen.

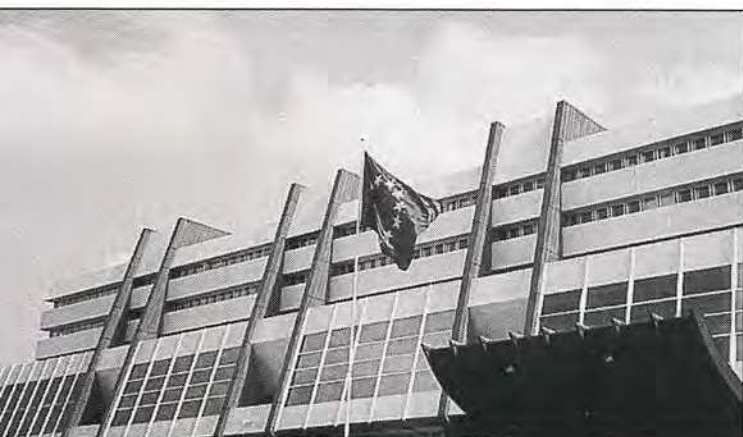
Wichtigster Tagesordnungspunkt war der Zustand des kulturellen Erbes im ehemaligen Jugoslawien. Der Vorsitzende José-Luis Lopez Henares faßte einleitend die bisherigen Bemühungen von Europarat und Europaparlament für eine friedliche Lösung auf dem Balkan zusammen.

Lester Borley, Generalsekretär von EUROPA NOSTRA/IBI, bot die Hilfe seiner Vereinigung bei der Suche nach Lösungen an und hob die Bedeutung des Informationsaustausches der einzelnen Organisationen hervor. Im Mai 1995 soll in der polnischen Stadt Krakau ein Programm zum Schutz des kulturellen Erbes in Ost- und Südosteuropa beschlossen werden, Fachleute werden bis dahin entsprechende Vorschläge erarbeiten.

Der Delegierte des INTERNATIONALEN STÄDTEFORUMS GRAZ, Mag. Wolfgang J. Fink, berichtete über die zahlreichen Aktivitäten des ISG für den Wiederaufbau im ehemaligen Jugoslawien; einen Schwerpunkt bildete der 4. Altstadt-kongreß im Mai 1993 in Graz: Referate und Diskussionen führender Experten aus ganz Europa mündeten in die „GRAZER EMPFEHLUNGEN für den Wiederaufbau nach Krieg und Erdbeben“, die Kongreßdokumentation „Reconstruction - Wiederaufbau“ (ISG-Nachrichten 3-4/93) rief bei den Sitzungsteilnehmern ein äußerst positives Echo hervor (diese Dokumentation ist im ISG noch zum Preis von öS 60,- + Versandkosten erhältlich).

Die Bedeutung humanitärer Hilfsaktionen erwies sich durch die Kampagne „Nachbar in Not - Initiative Frieden“: Von Österreich aus gestartet konnte diese Aktion bereits Abertausenden vom Krieg betroffenen Menschen helfen und wurde vom Vorsitzenden Lopez Henares mit viel Lob bedacht. In einer Reihe von Statements trat vor allem die Auffassung zutage, daß die Bemühungen für den Wiederaufbau ungeachtet der noch im Gange befindlichen kriegerischen Auseinandersetzungen verstärkt werden müssen. Angesichts des gigantischen Finanzbedarfs wurde neuerlich der Vorschlag eines Wiederaufbaus nach Vorbild des US-Marshallplanes diskutiert - eine Idee, die bereits 1993 in den GRAZER EMPFEHLUNGEN festgeschrieben wurde.

José-Luis Lopez Henares faßte den fruchtbaren Erfahrungsaustausch zusammen und kündigte an, die Kooperation zwischen Europaparlament und nichtstaatlichen Organisationen in Hinkunft zu forcieren. Das Resümee der Ausschußsitzung soll in eine Resolution des Europaparlaments zum Thema „Wiederaufbauplan für das ehemalige Jugoslawien“ einfließen.



Die Alfred Toepfer Stiftung F.V.S. Hamburg wurde Mitglied des Internationalen Städteforums Graz



Prof. Dr. h.c. Alfred Toepfer (1894 - 1993), der verdienstvolle Gründer der berühmten Stiftung F.V.S. zu Hamburg. Unser Bild zeigt den rüstigen Förderer der Kultur im 96. Lebensjahr. (Foto: Stiftung F.V.S.)

Mit großer Freude können wir melden, daß die berühmte Stiftung F.V.S. dem INTERNATIONALEN STÄDTEFORUM GRAZ (ISG) beigetreten ist. Anfang Juli 1994 erreichte unseren Präsidenten Max Mayr der folgende Brief von Helmuth Toepfer: „Ich bin Ihnen sehr dankbar für die Übersendung der Musterexemplare Ihrer ISG-Nachrichten 1-2/92, 3-4/93, 1-2/94 und gratuliere Ihnen zur Tätigkeit des INTERNATIONALEN STÄDTEFORUMS GRAZ, die mich bewegen hat, dem Stiftungsrat der Stiftung F.V.S. vorzuschlagen, diesem Forum als Mitglied beizutreten.“ Schon wenige Tage später traf die Beitrittserklärung bei uns ein, Helmuth Toepfer teilte uns mit, daß er Anfang Mai 1995 anlässlich der Herder Preisverleihung in Wien auch einen Abstecher nach Graz unternehmen will.

Wir danken dem Stiftungsrat unter dem Vorsitz von Professor Dr. Rudolf Haas und dem Vorstand mit Helmuth Toepfer (Vorsitzender), Senatsdirektor i.R. Dr. Hugbert Flitner und Geschäftsführer Helmut Schmidt für ihre Entscheidung und ihr Wohlwollen.

Die Stiftung, deren Akronym F.V.S. sowohl für Freiherr von Stein als auch für Friedrich von Schiller steht, wurde am 5. Dezember 1931 vom Hamburger Kaufmann, Mäzen und Ehrenbürger Prof. Dr. h.c. mult. Alfred Toepfer gegründet und zu internationalem Ansehen geführt. Als Alfred Toepfer am 8. Oktober 1993 im 100. Lebensjahr starb, war seine Stiftung längst eine der größten von einem privaten Mäzen gegründeten, gemeinnützigen Stiftung in Deutschland. Sie

Die Stiftung hat sich die Förderung der europäischen Einigung und der Verständigung zwischen den Völkern zur Aufgabe gemacht. Dies geschieht im wesentlichen durch die Vergabe von Preisen und Auszeichnungen an herausragende Persönlichkeiten und Einrichtungen, die sich durch beispielhafte Leistungen für diese Ziele eingesetzt haben oder in Kunst und Wissenschaft besonders hervorgetreten sind. Die Preisträger werden von unabhängigen, meist europäisch zusammengesetzten Kuratorien ausgewählt.

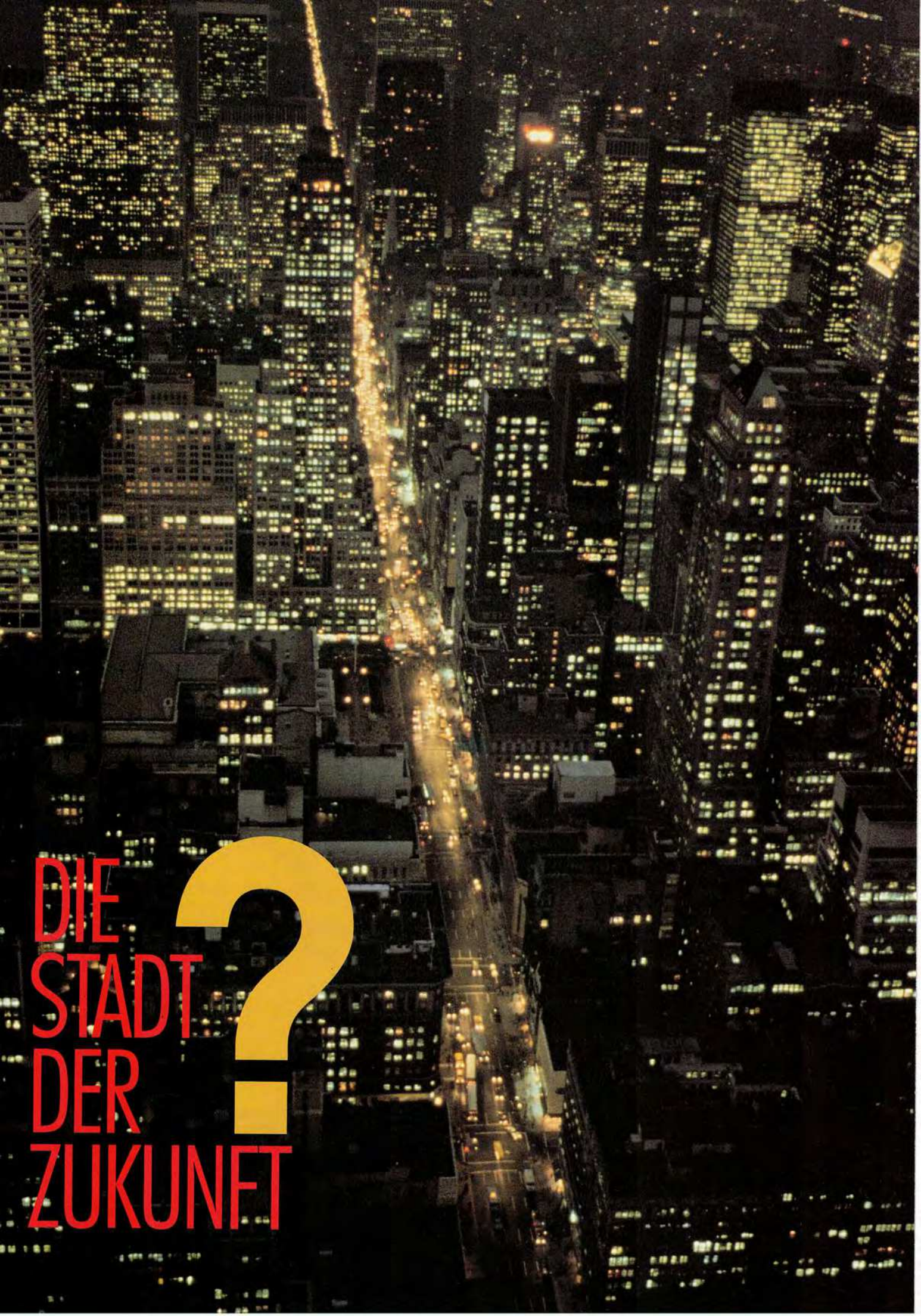
Unter den Preisen für politische Verdienste ist besonders der Europa-Preis für Staatskunst für herausragende Verdienste um den Frieden in Europa zu erwähnen sowie der Immanuel-Kant-Preis für die Verbesserung der Zusammenarbeit mit den ost- und südosteuropäischen Ländern. Der von der Universität Bonn vergebene Robert-Schuman-Preis sowie der in Luxemburg vergebene Joseph-Bech-Preis sind neben weiteren Medaillen zur Auszeichnung von Persönlichkeiten bestimmt, die sich in überragender Weise für die europäische Einigung eingesetzt haben.

Unter den Kultur- und Wissenschaftspreisen der Stiftung sei besonders auf die Straßburg-Preise für deutsche und französische Schüler und Studenten, auf den Hansischen Goethe-Preis und auf den alljährlich in Hamburg vergebenen Shakespeare-Preis für den englischsprachigen Raum hingewiesen, auf den von der Universität Tübingen vergebenen Montaigne-Preis für den romanischsprachigen Raum,

die durch die Universität Wien vergebenen Herder-Preise für Ost- und Südosteuropa, die Vondel-Preise für den niederländischen, flämischen und niederdeutschen Raum und den Steffens-Preis für den skandinavischen Raum.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die beiden Karpinskij-Preise für naturwissenschaftliche und ökologische Leistungen in Rußland sowie der Puschkin-Preis für russische Literatur.

Darüberhinaus würdigt die Stiftung Verdienste um den Schutz des europäischen Kulturerbes mit dem Europa-Preis für Denkmalpflege. Für herausragende Leistungen auf dem Gebiet der Architektur und Landschaftsgestaltung wurde der Fritz-Schumacher-Preis geschaffen, für Forstwirtschaft der Wilhelm-Leopold-Pfeil-Preis, für Landwirtschaft der Liebig-Preis und für Naturschutz in den neuen Bundesländern der Hans-Klose-Preis. Zu erwähnen ist hier auch das besondere Engagement des Stifters zugunsten des Naturparks „Lüneburger Heide“. Für die Freie und Hansestadt Hamburg, in der die Stiftung ihren Sitz hat, wurde 1992 der Max-Brauer-Preis gestiftet. Mit ihm werden besondere Verdienste um das kulturelle und geistige Leben Hamburgs prämiert.



DIE
STADT
DER
ZUKUNFT







New York City strahlt uns auf der Titelseite mit den Wolkenkratzern entgegen. Sie waren in den 60er Jahren Orientierung für Stadtplaner und Architekten Europas, seit langem sind sie Vorbilder für den Städtebau in der Dritten Welt.

Links oben: Auf den Highways von Los Angeles werden Fahrzeuge zu „Stehzeugen“.

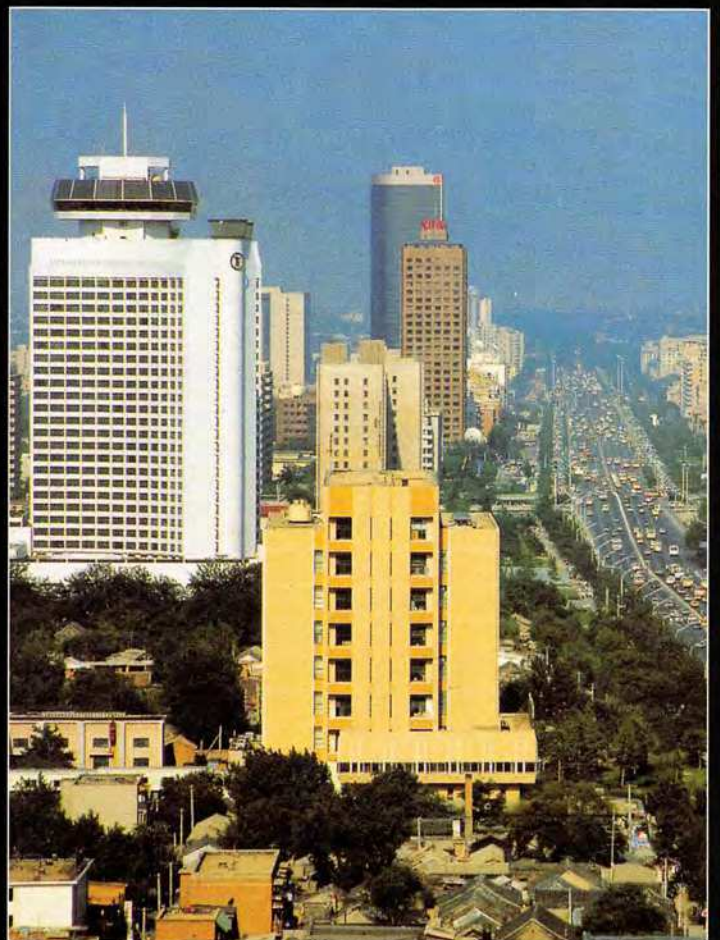
Links unten: Das Moldauufer der goldenen Stadt Prag ist in Gefahr, von Baulöwen verschandelt zu werden.

Oben: Schon gibt es Fahrradstaus in Peking.

Unvorstellbar, würden Millionen Chinesen das Zweirad gegen vier Räder tauschen.

Unten: Kommt Hongkong zu China oder China (durch Nachahmung) zu Hongkong? Ein Beweis ist das Bild nebenan. Hochhäuser und Autokolonnen in Peking.

(Fotos: A. M. Begsteiger)





Paris besitzt auffällige Architektur-Gesten, auch in den Neustädten, die teilweise achsial an das Stadtzentrum angebunden sind, typisch dafür der „Grande Arche“ im Viertel La Défense (links oben).

Links unten: Das phantasieanregende Kulturzentrum „Centre Pompidou“
Nebenan: Venedig ist vom Verfall und vom Massentourismus bedroht, doch Venedig darf nicht sterben!

Unten: Fluch der Verstädterung - Mexiko City mit einer jährlichen Zuwanderung von einer Million Menschen leidet unter steigender Kriminalität, ausufernden Slums und einer Luftverschmutzung, die oft so arg ist, daß Vogelschwärme vergiftet vom Himmel fallen.

(Fotos: A.M. Begsteiger)







Berlin, die 1961 von DDR-Bonzen entzweigemauerte Stadt, wächst wieder zusammen. Die alte, neue deutsche Metropole zählt derzeit etwa 80.000 Baustellen (links oben).

Links unten: Rom (hier die Engelsburg) kämpft mit zwei riesigen Problemen, dem Verfall der historischen Substanz und dem täglichen Verkehrsinfarkt.

Oben: St. Petersburg glänzt mit seinen Schlössern.

Nebenan: Hongkong, das „New York Asiens“.

Unten: Nicht nur in Damaskus (Bild) werden Betongürtel um das gewachsene Zentrum gelegt.

(Fotos: A. M. Begsteiger)



Nordrhein-Westfalen stellt sich vor

Die nächste Ausgabe der ISG-Nachrichten 1/95 wird positiven Entwicklungen im größten deutschen Bundesland gewidmet sein. Wir bringen Fachbeiträge, auch zur Umnutzung von alten Industrieanlagen, sowie 24 Seiten Farbdokumentation.

Unsere Bilder: Der „alte Flecken“ in Freudenberg, eines der wenigen erhaltenen Beispiele einer einheitlich errichteten Stadt des 17. Jahrhunderts. Rechts unten: Erhaltung durch neue Funktion – das Weinhaus in Burgsteinfurt wurde zur Stadtbücherei. Links unten: Detail aus Remscheid-Lennep, Geschäftsportal in der Kölner Straße. (Aus dem Band „Historische Stadt- und Ortskerne in Nordrhein-Westfalen“. Beachten Sie bitte dazu auch die Seite 3)



Krems feiert das Millenium: 1000 Jahre am Fluß der Zeit

Schon 1975 ist Krems an der Donau ins Blickfeld gerückt. Mit Salzburg und Rust erhielt es im damaligen Denkmalschutzjahr vom Europarat wegen der Leistungen in der Ortsbildpflege und Revitalisierung den Rang einer Musterstadt. Seither sind viele gute Entwicklungen zu verzeichnen, die beim 1000-Jahr-Jubiläum vom 1. Jänner bis 31. Dezember 1995 ins Licht gehoben werden. Krems ist die jüngste Universitätsstadt, es erhält auch eine Fachhochschule.

Verschwegene Gäßchen und stolze Bürgerhäuser, verträumte Plätze und kostbare Baudenkmäler, Altstadtromantik im besten Sinne des Wortes - dafür ist Krems längst bekannt. Die Spuren einer großen Vergangenheit lassen sich weit zurückverfolgen. So gibt es den Fund der 32.000 Jahre alten jungsteinzeitlichen Venus vom Galgenberg; Die römische Legionsstadt Favianis, das heutige Mautern, war durch die Donau-Furt mit Krems-Stein verkehrstechnisch und damit wirtschaftlich verbunden. Erstmals wird Krems als „Chremisa“ 995 erwähnt. Vom Reichtum der Stadt zeugen noch heute die kunsthistorisch bedeutenden Bürgerhäuser und Kirchen. Als herausragender Maler (18. Jh.) gilt Martin Johann Schmidt, der als „Kremser Schmidt“ in die Kunstgeschichte eingegangen ist.

Wirtschaft und Bildung, Lebensqualität und Sinnesfreuden, Kultur und Brauchtum stehen in der Weinstadt auch jetzt hoch in Kurs. Von großen Fortschritten berichten Bürgermeister Erich Grabner, Kulturstadträtin Evelyn Kitzwögerer und Festkoordinator Dr. Franz Schönfellner. 1995 wird Krems zur jüngsten Universitätsstadt Europas, im Jubiläumsjahr gibt es u.a. in der Kunsthalle Krems die Ausstel-

lung „Wasser & Wein - Die Dinge des Lebens“. Die Minoritenkirche Stein und die von Adolf Krischanitz ausgestaltete frühere Tabakfabrik bieten einen einmaligen Kulturschauplatz in Österreich. Hier einige Schwerpunkte:

Fahnenfest im August 1995. Bereits 1993 schmückten rund 400 Fahnen die Altstadt von Stein. Mit dem Fahnenfest 1995 wird die erfolgreiche Aktion der Kremser Schulen prolongiert und erweitert.

Ausstellung „Wasser & Wein.“ Sie bietet vom 19. Mai bis 29. Oktober 1994 auf über 3000 m² Ausstellungsfläche eine Fülle von Attraktionen.

Donaufestival. Publikumsnahes Theater „zum Angreifen“ verwandelt den Stadtpark vom 16. Juni bis 9. Juli in eine Bühne für Kabarett, Musik, Lesungen usw.

Glockengießen. Es wird am 16. August auf dem Körnermarkt wieder aufleben. Die größte Glocke Oberösterreichs im Stift St. Florian stammt z.B. aus der großen Tradition der Kremser Glockengießer.

Akkordeonfestival. Vom 22. September bis 1. Oktober

beherrschen das jazzige Akkordeon, das volksnahe Schifferklavier und die Knopfharmenika die Dominikanerkirche sowie die Straßen und Plätze.

Jazzclub. Der Erste Kremser Jazzclub, der älteste Österreichs, feiert im Jubiläumsjahr sein 30jähriges Bestehen. Im Jazzkeller werden viele Stars vom 11. Jänner bis 15. Dezember ihre Sessions zelebrieren.

Wassersymposium. In der Donau-Universität legen 300 international bekannte Limnologen (Wasserwissenschaftler) vom 18. April bis 22. April die neuesten Forschungserkenntnisse über die „Ökologie der großen Flüsse“ dar.

PS.: Im reichhaltigen Terminkalender scheint für den 11. Mai auch eine Veranstaltung mit dem INTERNATIONALEN STÄDTEFORUM GRAZ (ISG) auf. Das entspricht der langjährigen guten Zusammenarbeit und auch einem nun schon historischen Faktum. 1975 hat der jetzige ISG-Präsident Max Mayr dem in Krems weilenden Präsidenten von EUROPA NOSTRA, Lord Duncan Sandys,

London, die Bitte unterbreitet, das von ihm geplante Zentrum des Erfahrungsaustausches zur Rettung von Baukultur und Natur in Graz zu realisieren. Nach einem Besuch in der steirischen Landeshauptstadt hat Lord Sandys beim Abschlußkongreß des Denkmalschutzjahres in Amsterdam ein Plädoyer für Graz gehalten. Es folgte der einstimmige Beschluß, 1976 wurde unter Präsident Stadtrat Dr. Heinz Pammer die Arbeit aufgenommen.

Informationen über Unterkunstmöglichkeiten sowie das 1000-Jahr-Jubiläum erhalten Sie bei der Tourismusregion Wachau-Nibelungengau, Kloster Und, A-3500 Krems (Tel. 02732/85620, Fax 87471) und beim Fremdenverkehrsamt der Stadt Krems (Tel. 02732/71756, Fax 70011).

Das über Initiative von Univ. Prof. Dr. Harry Kühnel restaurierte Dominikanerkloster mit dem frühgotischen Kreuzgang ist ein einmaliges Kulturdenkmal. Die Freilegungen sind ein Erfolg konsequenter Stadtarchäologie. (Foto: Studio Fasching)



Marburg: Die Aufwertung der Stadtkerne belebt den Tourismus

Der Ort für die Fachtagung „Die alten Stadtkerne im Fremdenverkehrsangebot“ war optimal gewählt. In der slowenischen Stadt Marburg (Maribor) hat seit Jahren die Restaurierung und Revitalisierung der traditionsreichen Bauten absoluten Vorrang, das Ensemble am Lent, direkt am Draufer, ist ein Musterbeispiel dafür, wie man durch Verschönerung und ein reiches Kulturangebot einen großen Gästestrom anlocken kann. Der langjährige Vizebürgermeister Diplomburist Rajko Kramberger hat dafür bedeutsame Weichen gestellt, bei den Beratungen Ende Juni gab es für ihn und die Stadtplaner Anerkennung von Fachleuten aus Laibach (Ljubljana) und anderen Regionen der jungen Republik.

In einem Rückblick verwies Dipl. Ing. Igor Recer auf den entscheidenden Durchbruch in der jüngsten Vergangenheit. Wer Marburg gut kennt, weiß, wie vernachlässigt die Bauten am Lent waren und welch blühendes Leben jetzt dort herrscht. Manche Diskussionen gibt es nun darüber, wie man den Verkehr so einbremsen könnte, daß sich die Touristen in den Schanigärten und auf den Plätzen wirklich wohlfühlen. Sperrt man die Zone, wandern die Kauflustigen ab und auch die Gastlichkeit leidet. Ein Problem, das sich überall stellt.

Sehr gewonnen hat Marburg durch den Rang der Universität, den herrlichen Dom, die Restaurierung des Alten Rathauses, die Schaffung eines Handwerkerzentrums und den Theaterausbau. Die niveuvollen Aufführungen ziehen auch viele Besucher aus Graz und den Nachbarländern an. Für die Zukunft seien allerdings neue Wege der Finanzierung nötig, betont der erfolgreiche Stadtplaner Dipl. Ing. Matjaz Bertoneclj. Aufgrund der veränderten Ei-

gentumsverhältnisse in Slowenien ist es nötig, neue Wege der Sanierung zu finden. Dabei müssen wirtschaftliche und soziologische Aspekte berücksichtigt und fixe Budgets gesichert werden.

Die Bedeutung des Lent-Festivals, das nun schon mehrere Jahre lang als Touristenmagnet wirkt, hob der Vorsitzende des Fremdenverkehrsvereines Milan Razdevsek hervor. Schon seit zehn Jahren gibt es Veranstaltungen wie die „Floßtaufe“ an der Drau. Folklore, Kabarett, Musik, Chorgesang, Puppenspiele usw. begeistern das Publikum.

Für die Gründung von Vereinen, die sich der Aufwertung der Altstädte widmen, tritt Prof. Primoz Lorenc aus Laibach ein. Er verweist auf die Initiative von Studenten der Musikakademie Ljubljana, durch das Musizieren werden Plätze und Lokale belebt. Beim „Laibacher Festival“ gibt es Gratintritt, ermöglicht durch das Kulturverständnis von Sponsoren. Prof. Lorenc beklagt die mangelnde Information der Öffentlichkeit im Ausland: „Wir verstecken die Schönheiten und Besonderheiten“. Dabei kann Laibach einen besonderen Reichtum bieten. Man denke an die Bauten des Jugendstils oder an die berühmten Brücken des Architekten Josef Plecnik.

Ein Programm auf nationaler Ebene fordert Prof. Dr. Bogomir Kovac von der Wirtschaftsfakultät der Universität Laibach. Es müßte die Verantwortlichen von Wirtschaft und Kultur verbinden und einen „Tourismus für ein neues Jahrhundert“ einleiten. Alte Stadtteile dürfen kein Museum werden, zeitgenössische Kunst könne neues Leben in diese Zentren bringen. Mit Befriedigung kann Prof. Kovac registrieren, daß der slowenische Präsident Milan Kucan auf das Konzept „Imago Slowenia“ po-



sitiv reagiert hat. Jährlich soll eine Stadt in besonderer Weise hervorgehoben werden. Gedacht ist auch an ein neues Gesetz über Stiftungen, zum Nationalfonds sollen Regierung, Unternehmer und Bürger ihre Beiträge leisten.

Zur Fachtagung, die auf Initiative der Tourismusfachleute von Slowenien und Maribor im Zusammenwirken mit der Stadtverwaltung im „Narodni dom“ abgehalten wurde, hat Direktor Gojmir Vizovisek von MARTUR (Maribor-Turist) auch

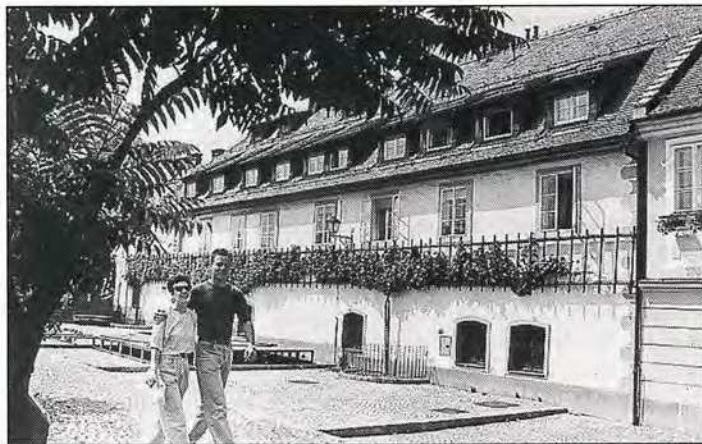
Mit dem neuen Handwerkerzentrum unterstreichen die Verantwortlichen von Marburg an der Drau, wie wichtig es ist, wiederum alte Techniken zu erlernen und zu fördern.

den Präsidenten des INTERNATIONALEN STÄDTEFORUMS GRAZ, Prof. Max Mayr, eingeladen. Dieser lobte die Altstadtarbeit in Slowenien und sagte im Hinblick auf den Tourismus, daß etwa 90 Prozent aller Ansichtskarten architektonische Kostbarkeiten aus den großen Stilepochen zeigen. Für die Aufwertung der historischen Zentren brauche man allerdings Geduld, Zeit, Können, Einfühlungsvermögen und hohe Mittel. Beim Ausbau der Grazer Oper habe sich ein Zuschlag zur Rundfunkgebühr, der sogenannte „Kulturschilling“ sehr bewährt. Die Seher und Hörer spüren den kleinen Beitrag kaum, mit den angesparten Summen lassen sich jedoch große Projekte realisieren. In der Steiermark können dadurch in nächster Zukunft unaufschiebbare Restaurierungen und Verbesserungen in den zahlreichen Abteilungen des Landesmuseums Joanneum finanziert werden.

Zum Ausklang gab es eine köstliche Bewirtung, verbunden mit einer Weinkost im gemütlichen Turmzimmer der Vinothek VINAG. Auf den Bergen unweit von Marburg gedeiht ein exzellenter Tropfen, in den ausgedehnten Weinkellern der Stadt lagern viele Spezialitäten und Raritäten. Kultur, Baukultur, Weinkultur, Eßkultur - ideale Säulen für einen aufstrebenden Tourismus.



Nach erfolgreichen Beratungen ist gut lächeln: Direktor Goymir Vizovisek, Fremdenverkehrsgesellschaft MARTUR, Arch. Matjaz Bertoncej und Dipl.jur. Rajko Kramberger. Mitte, unten: Am Lent finden sich die älteste Weinrebe Mitteleuropas und viele gute Beispiele für neues Bauen in alter Umgebung. (Fotos: Mayr)



Faszinierendes Irland

Text: **WOLFGANG J. FINK**
Fotos: **JUTTA KOPRIVNIK**

„Als Gott die Zeit gemacht hat, hat er genug davon gemacht“ - dieses irische Sprichwort mag dem gestreßten Mitteleuropäer anfangs unverständlich erscheinen, doch schon nach wenigen Tagen auf der „Grünen Insel“ beginnt er die darin schlummernde Weisheit zu erkennen. Die unvergleichliche Landschaft und ihre gastfreundlichen Menschen strahlen ein hohes Maß an Ruhe aus, das sich bald in wohlthuender Weise auf den Besucher überträgt.

Die Hauptstadt Dublin - 1991 Kulturhauptstadt Europas mit einem vielbeachteten Programm - beeindruckt durch georgianische Hausfassaden mit riesigen Holztüren ebenso wie durch breite Straßen und weitläufige Parks. Kultur ist allgegenwärtig - der Bogen läßt sich von St. Patrick's Cathedral mit dem Grab Jonathan Swifts

(1667 - 1745) bis zu Bewley's Café, das nach wie vor ein beliebter Treffpunkt vieler irischer Künstler ist, spannen. Im IRISH WRITERS MUSEUM kann man sich vom unverhältnismäßig großen Beitrag des kleinen Irland zur Weltliteratur überzeugen: William Butler Yeats, George Bernard Shaw und Samuel Beckett wurde der Literaturnobelpreis zuerkannt, James Joyce schrieb mit ULYSSES den wohl innovativsten Roman des 20. Jahrhunderts.

Eine faszinierende Vielfalt von Naturschönheiten bietet sich dem Reisenden bei einer Erkundung der Inselrepublik. Hügeliges Weideland in allen erdenklichen Grünschattierungen wechselt mit dunkelbraunen Hochmooren, Schaf- und Rinderherden prägen die dünnbesiedelte Landschaft. Seit Jahrhunderten wurden immer wieder Windmauern aus Stein errichtet, um fruchtbares Weide- und Ackerland gegen die Atlantikstürme zu schützen.

Wasser ist das dominierende Element des Landes. Zahlreiche Seen und Flüsse laden





*Dublin Castle:
Eindrucksvolles Bauwerk im
Herzen der irischen Hauptstadt.*

*Zu den Bildern auf der linken
Seite:*

*In fast jeder irischen Stadt gibt es
eine St. Mary's Cathedral, unser
Beispiel (oben) zeigt jene von
Limerick. Nebenbei: Kilkenny
Castle wird derzeit mit EU-Mitteln
restauriert.*

zum Fischen und zu Bootsfahrten ein, Küstenlandschaften mit tief eingeschnittenen Buchten und steilen Klippen vermitteln dem Betrachter häufig ein Gefühl der Unwirklichkeit. Ein gigantisches Naturschauspiel stellen die Cliffs of Moher an der Westküste dar: Bis zu 400 Meter schroff abfallende Felswände widerstehen den mächtigen Brechern des Atlantiks.

Auch der irische Regen trägt das Seine zur Dominanz des Wassers bei. Für den Binneneuropäer hat dieser Regen etwas Gewaltiges, fast Allmächtiges an sich, der Inselbewohner freut sich in den kurzen Regenspausen über das schöne Wetter... Vielleicht ist der Regen ein Bestandteil der irischen Seele.

Im Südosten Irlands liegt Kilkenny, eine der schönsten und historisch bedeutsamsten Städte. Gut erhalten präsentiert sich der mittelalterliche Stadtkern, enge Gassen und bunte Ladenfronten bestimmen das Bild. Kilkenny Castle beeindruckt mit dem wertvollen Interieur 500-jähriger Geschichte und seinen ausgedehnten Parkanlagen, das imposante Schloß wird derzeit mit Mitteln aus dem RESTORATION FUND der Europäischen Union saniert.

Als „frommste Stadt Irlands“ gilt seit jeher Limerick an der Mündung des Shannon, des längsten Flusses der Insel. Zeugen dieser Frömmigkeit sind nicht nur die vielen Kirchen, allen voran St. Mary's Cathedral mit dem angrenzenden Friedhof aus dem 19. Jahrhun-

dert, sondern vor allem die Menschen, die in großer Zahl in diesen Kirchen beten. Die tiefe Gläubigkeit - auch sichtbar an den vielen jugendlichen Kirchenbesuchern - zählt zu den berührendsten Eindrücken, die wir von der katholischen Inselrepublik mitnehmen.

Die Halbinsel Dingle - der westlichste Punkt Irlands - ist geprägt vom Fischfang und schon ein wenig vom aufkeimenden Tourismus. Als eine der schönsten Buchten der Welt hat man Dingle Bay oft bezeichnet, tatsächlich verleihen tiefblaue Meeresarme, die sich in sanfte Hügellandschaften einschneiden, der Küstenlandschaft einen einzigartigen Reiz. Gemütliche Pubs mit offenem Kaminfeuer laden zum

berühmten „Irish Breakfast“, zu delikaten Fischspezialitäten oder einfach zu einem „Guinness“ - dem berühmten dunklen Bier. Abends kann man in diesen Pubs irische Folkmusik „live“ genießen, die Herzlichkeit und Spontaneität der Menschen trägt sehr viel zur angenehmen Atmosphäre bei.

Auch Schattenseiten sollen nicht verschwiegen werden: Das klassische Auswanderungsland Irland verliert noch immer 40.000 Menschen jährlich durch Emigration. Zwar wurde schon 1973 der Beitritt zur Europäischen Gemeinschaft vollzogen, doch trotz großer Bemühungen lebt etwa ein Drittel der Bevölkerung an der Armutsgrenze. Verfallene Bauernhöfe und verlassene Weiler gehören ebenso zum Landschaftsbild wie öde, mit Disteln übersäte ehemalige Anbauflächen, die von der Natur wieder zurückerobert wurden. In den Städten ist so manches leere Geschäftslokal zu sehen, dessen einstiger Besitzer sein „Glück“ in New York oder Melbourne gesucht - und hoffentlich auch gefunden - hat.



Nur ungern verließen wir das arme, reiche Irland. Die einzigartige Landschaft und die liebenswerten Menschen vermittelten uns mannigfaltige, kostbare Eindrücke. Vielleicht ist uns auch ein kleines Stück der irischen Seele geblieben, doch das ist eine andere Geschichte.



Oben links: Das James Joyce-Denkmal in der Fußgängerzone von Dublin ist ständig von Touristen umlagert.
Wer bliebe von der Vielfalt der irischen Landschaft unberührt? Die Bildleiste zeigt den Schloßpark Kilkenny, ein verfallenes Gebödt mit Windmauer auf der Halbinsel Dingle, Cliffs of Moher und die Atlantikküste bei Sleat Head mit den Blasket Islands.
Im Hafen von Dingle ankern auch häufig Luxusjachten amerikanischer Touristen.

Alles „fliegt“ auf Dresden

Unter diesem Titel ist kürzlich in der österreichischen RAFFEISENZEITUNG eine Farbportage erschienen, die als optimale Einladung in die Hauptstadt des Landes Sachsen gelten kann. Wie rasch gute Fachleute den Wiederaufbau, die Verschönerung und Sanierung betreiben, erlebten wir bei einem Treffen mit 15 Architekten der Gruppe IPRO im Grünen Salon des Grazer Hotels „Erzherzog Johann“. Dele-

gationsleiter Arch. Dr. Folker Götz konnte z.B. berichten, daß die Finanzierung der umfangreichen Aufgaben bei der Rekonstruktion der Frauenkirche durch eine von Ministerpräsident Biedenkopf ange-regte Stiftung nunmehr gesichert erscheint.

Über die Planungsfortschritte zur Wiederherstellung dieses einst großartigen protestantischen Gotteshauses informierte der Leitende Archi-

tekt Manfred Fasold. Gab es früher die Meinung, man möge die Ruine als „Mahnstätte“ stehen lassen, setzte sich nach der Ostöffnung die Auffassung durch, die Kirche als „Stätte der Versöhnung“ nicht nur für den Gottesdienst, sondern auch für festliche Ereignisse wie Ehrungen, Konzerte usw. originalgetreu aufzubauen. Eine Erweiterung der unterirdischen Räume soll vor allem den technischen Einrichtungen dienen.

Nach gründlicher Diskussion haben sich kulturbewußte Dresdner für die Rekonstruktion der Frauenkirche entschlossen. Bei den Luftangriffen der Alliierten in der Nacht vom 13. zum 14. Februar 1945 wurde auch der größte evangelische Kirchenbau der berühmten Barockstadt in Schutt und Asche gelegt. (Foto: IPRO)



Die umfangreichen Arbeiten an der Brühl'schen Terrasse, die im August 1894 vollendet worden war und 1945 ebenfalls schwerste Bombenschäden erlitt, erläuterte Arch. Matthias Böhme. Anhand exzellenter Farbfotos zeigte er auf, mit welchem Einsatz Planer und Handwerker versuchen, die ehemalige Schönheit wiederzugewinnen. Der Pracht-

bau war im Innern ähnlich wie die Semperoper dekoriert. Für die Finanzierung des gewaltigen Komplexes, die Brühl'sche Terrasse ist Sitz der Hochschule für Bildende Künste, sorgt der Freistaat Sachsen.

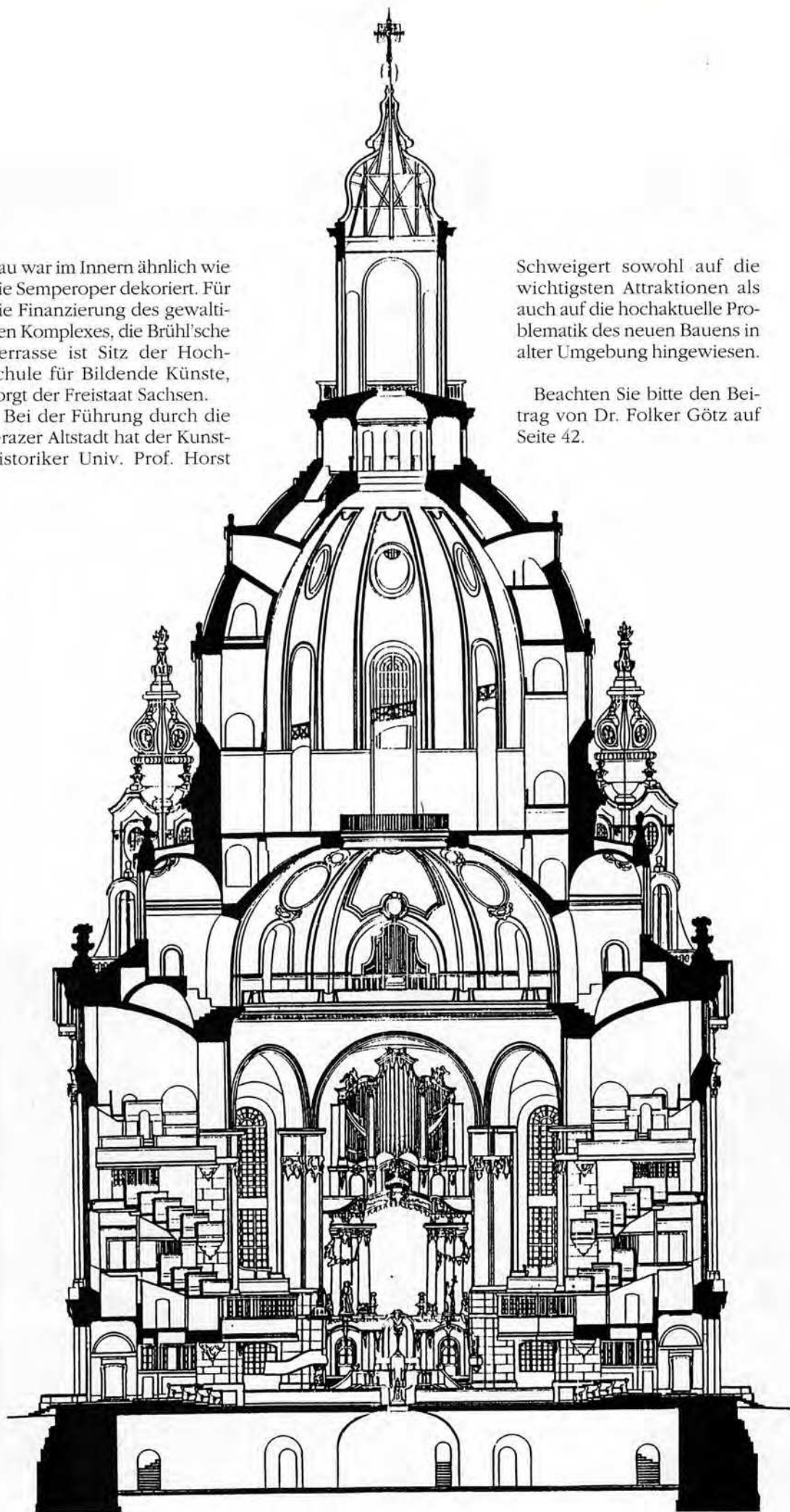
Bei der Führung durch die Grazer Altstadt hat der Kunsthistoriker Univ. Prof. Horst

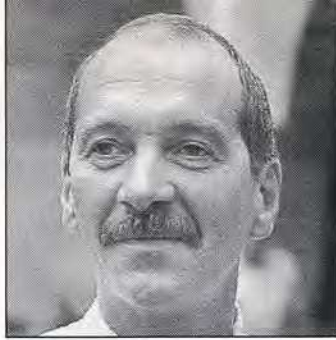
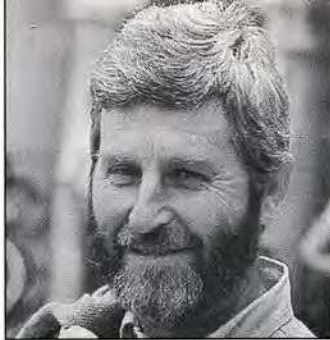
Schweigert sowohl auf die wichtigsten Attraktionen als auch auf die hochaktuelle Problematik des neuen Bauens in alter Umgebung hingewiesen.

Beachten Sie bitte den Beitrag von Dr. Folker Götz auf Seite 42.

Der Atem der Steine

Als „Liebeserklärung an eine Kirche“ erschien 1993 im Verlag Hermann Schmidt Mainz der eindrucksvolle Band „Der Atem der Steine - Die Ruine der Frauenkirche in Dresden“. Hans Strehlow (Fotos) und Jens Wonneberger (Text) dokumentieren überzeugend die Einmaligkeit und Schönheit dieses Sakralbaus, der zum Symbol für den Widerstand gegen Krieg und Unterdrückung geworden ist. Hervorzuheben ist die vorbildliche Gestaltung des Buches durch Uta Schneider und Ulrike Stoltz, die in gelungener Weise die Verbindung von Bildern der Zerstörung und lyrischen Texten lösten. Der Reinerlös aus dem Verkauf des Bandes kommt dem Wiederaufbau der Frauenkirche in Dresden zugute.





Für die Rekonstruktion der Frauenkirche wird auch die CAD-Technik eingesetzt. Arch. Manfred Fasold (links) leitet die Wiederherstellung dieses Juwels. Arch. Matthias Böhme ist mit seinem Team dabei, die Brühl'sche Terrasse Zug um Zug zu restaurieren bzw. neu zu gestalten. Die Brühl'sche Terrasse ist Sitz der Hochschule für Bildende Künste, im Sommer 1994 gab es eine überzeugende Ausstellung der Pläne und Arbeiten. (Illustrationen aus Dresden: IPRO, Porträtfotos: Amsüss)



IPRO: Was ist das?

Die IPRO DRESDEN wurde 1949 gegründet und arbeitet heute als beratende und planende Architekten- und Ingenieurgesellschaft. Das Stammhaus Dresden besteht aus sechs komplex ausgerichteten Büros, Zweigbüros werden in Leipzig und Riesa geführt. 440 Mitarbeiter bieten ein breitgefächertes Leistungsprofil an: Beratung, Analysen, Studien und Entwürfe zählen ebenso dazu wie Fachplanungen, Vergaben, Bauüberwachung und Objektbetreuung. Hervorzuheben ist die Tätigkeit bei der Sanierung historischer Gebäude, die besonders hohe Anforderungen an die Planer stellt und Spezialisierung auf dem Gebiet der Denkmalpflege voraussetzt. Aber auch die Geschäftsfelder Städtebau, Wohnungsbau, Gesundheitsbauten sowie Energie- und Industriebauten sind für die IPRO DRESDEN von großer Bedeutung.

FOLKER GÖTZ

Reflexionen über Graz: Altstadt und neues Bauen

Eine Gruppe von Architekten der IPRO DRESDEN besuchte vom 1. bis 3. Oktober 1994 die steirische Landeshauptstadt. Diese Exkursion geht auf gute Kontakte zum INTERNATIONALEN STÄDTEFORUM GRAZ zurück, die sich beim 4. Internationalen Grazer Altstadtkongreß 1993 entwickelt haben. Auch sind die Bemühungen der Stadt Graz um die Erhaltung und Revitalisierung ihres Altstadtkerns in Dresden ebenso bekannt wie die innovativen Bauten der jüngeren Grazer Architekturszene.

kennen. Der Neubau des Marko-Hauses von Architekt Günther Domenig am Spitz der Sackstraße besitzt zwar eine maßvolle Platzierung, doch wird die geschlossene Dachlandschaft beeinträchtigt. Es gibt ferner problematische Entkernungen von historischen Grundstrukturen und zwar bei Adels- und Patriziergebäuden, die zu Kaufhäusern und Passagen umgenutzt werden. Die administrativen Grenzen der derzeit gültigen Gesetzgebung scheinen unzureichend zu sein, um Wildwuchs zu verhindern.



Den Auftakt bildete ein fruchtbarer Gedankenaustausch mit ISG-Präsident Prof. Max Mayr, wobei die Vertreter der IPRO DRESDEN die Schwerpunkte ihrer Tätigkeit vorstellen konnten. Einen wesentlichen Bereich bildet der Wiederaufbau historischer Gebäude wie der Frauenkirche und der Hochschule für Bildende Künste auf der Brühlschen Terrasse.

Die fachkundige Führung von Univ. Prof. Dr. Horst Schweigert durch die Grazer Altstadt ließ neben beeindruckenden architektonischen Aufwertungen - wie dem Kaufhaus Kastner + Öhler durch das Architektenteam Szyszkowitz/Kowalski - auch die Gefahren eines Nagens an der Substanz des Altstadtkerns er-

Beim Wohnungsbau ist die Experimentierfreudigkeit und Vielfalt der Lösungen besonders beeindruckend. Die Auseinandersetzung mit den Grundfragen des Wohnens als existentielles und damit soziales Problem sowie die daraus abgeleitete Herausforderung an den Architekten zur Gestaltung eines funktionierenden, zeitgemäßen Wohn- und Lebensraumes ist an vielen Beispielen spürbar. Die Faßbarkeit durch kleinere Ensembles, die Einbeziehung des Freiraumes, die Verbindlichkeit durch Gemeinschaftseinrichtungen und das Bemühen um ökologische und preiswerte Lösungen sind beispielhaft. Dem stehen teilweise Erscheinungsformen der konstruktivistischen Extravaganz,



des bedenklichen Materialeinsatzes und der mangelnden, konstruktiven Solidität bezüglich Beständigkeit bzw. Wartungsaufwand gegenüber.

Durch Vermittlung des Hauses der Architektur kam es zu einer wertvollen Begegnung mit den Architekten Vladimir Nolic, Hubert Riess und Werner Nussmüller (Gruppe 3), die tieferen Einblick in deren Zielvorstellungen ermöglichte. Wünschenswert erscheint, daß die bedeutsamen und vielfältigen Experimente in Graz eine Auswertung und Resümierung erfahren. Den Dresdner Kollegen gab diese Exkursion eine solche Fülle von Eindrücken und Anregungen,

sodaß der Wunsch reifte, Graz nicht das letzte Mal studiert zu haben.

Dr.-Ing. Folker Götz ist Stellvertretender Büroleiter bei IPRO Dresden.

Oben: Wohnanlage Peterstalstraße auf den AITA-Gründen. Planung: Architekt Vladimir Nolic.

Mitte: Führung durch neue Siedlungen - Sigrid Dennig, Haus der Architektur Graz, mit Dr.-Ing. Folker Götz.

Unten: Wohnanlage Carl-Spitzweg-Gasse. (Fotos: IPRO)



Wien: Zilk für sanfte Sanierung der Hofstallungen des Fischer von Erlach

Eine Trendwende zeichnet sich im Ringen um die Rettung der Wiener Hofstallungen ab, die in ihrem älteren Bestand vom berühmten Grazer Barockbaumeister Fischer von Erlach stammen. Im Nachrichtenmagazin NEWS vom 11. Oktober 1994 plädiert der scheidende Bürgermeister Helmut Zilk für einen Neuentwurf ohne Leseturm. Zugleich preist er die Pläne des Architekten Hans Hollein für das Guggenheim-Museum unweit der UNO-City und fügt hinzu, daß sein Nachfolger Häupl die gleichen Auffassungen vertritt.

Der NEWS-Journalist Heinz Sichrovsky beginnt seine Story mit einer dramatischen Einbegeleitung: „Um die alten Hofstallungen bebte die Erde. Erhöhte Einsturzgefahr für das Museums-Quartier der Architektenbrüder Ortner auf dem Gelände des Wiener Messepalastes. Seit in der Vorwoche Kulturstadträtin Ursula Paşterk via NEWS gröbere Bedenken gegen das Museums-Quartier artikulierte, flammt die Diskussion wieder auf.“

Wie Sichrovsky schreibt, glaubt mittlerweile nur noch Wissenschaftsminister Busek daran, daß das Gesamtprojekt noch verwirklicht werden könnte. Alle anderen haben vom Ortner-Entwurf praktisch Abschied genommen. Die Vorschläge reichen von der völligen Neuausschreibung, wie sie der Wiener ÖVP-Chef Stadtrat Dr. Bernhard Görg seit langem fordert, bis zur FPÖ-Idee der bloßen Sanierung.

Schon im Sommer 1994 hatte der Projektleiter für die Errichtung des Museums-Quartiers, Dr. Dieter Bogner, das Handtuch geworfen. Seine Begründung gegenüber den ISG-Nachrichten: „Wenn der Inhalt nicht stimmt, kann man für die Form nicht kämpfen!“

Während das Ortner-Projekt verkümmert, rückt laut NEWS eine Lieblingsidee der Wiener



Bürgermeister Helmut Zilk tritt ebenso wie sein Nachfolger Michael Häupl für eine sanfte Lösung beim Messepalast bzw. bei den Hofstallungen ein. (Fotomontage: NEWS/Zach-Kiesling, Schwingenschlögler)

Stadtpolitiker in den Vordergrund: „Auf der Überplattung der Donau-City soll eine Dependence des New Yorker Guggenheim-Museums errichtet werden, vorausgesetzt die Machbarkeitsstudie fällt positiv aus.“

Das bei der „sanften Sanierung“ (Zilk) eingesparte Geld käme für die Guggenheimpläne gerade recht, hieß es doch, daß sich das umstrittene Ortner-Projekt auf mindestens drei Milliarden Schilling belaufen würde.

Helmut Zilk ließ nun mit folgenden Feststellungen aufhorchen:

- Sparversion für das Museumsquartier! Generalsanierung der historischen Bausubstanz und bescheidene Varianten für die Veranstaltungshalle, die Sammlung Leopold und das Museum Moderner Kunst. Die wunderbare Baulandschaft des Fischer von Erlach gehört hergerichtet. Wenn

man die Messehallen, die später in häßlicher Weise hinzugefügt wurden, wegräumt und die Hofstallungen durch dezente Lösungen ergänzt, ist das eine schöne Aufgabe für Architekten.

- Der Leseturm, für den es ohnehin nie eine echte Funktion gab, soll nicht gebaut werden.
- Holleins Guggenheim-Entwurf ist fertig und wird demnächst vorgestellt. Die Kosten für das interessante Bauwerk lägen bei einer Milliarde Schilling.

Von mehreren Wiener Stadtpolitikern wird betont, man sollte sich bei der Rettung und Aufwertung der Hofstallungen des Fischer von Erlach die Revitalisierung des Etablissements Ronacher zum Vorbild nehmen.

Wie es scheint, gibt es für das Umdenken mehrere triftige Gründe. An der Spitze dürf-

te der realisierbare Traum vom Guggenheim-Museum stehen, das der Weltgeltung von Wien neuen Glanz verleihen kann. Wie weit die massive Kritik führender Kunsthistoriker aus der halben Welt zur Trendwende beigetragen hat, wäre näher zu untersuchen. (Beachten Sie bitte die Proteststimmen).

Ein schaler Geschmack bleibt: Die Meinung Tausender Wiener Aktiv-Bürger wurde jahrelang ignoriert, man warf ihnen Fiaker-Nostalgie vor, mutige Rathausbeamte fanden kein Gehör. Daß die Verantwortlichen auf ganze zehn Seiten „Plädoyer für Erlachs Hofstallungen“ in den ISG-Nachrichten 1-2/1991 nicht reagiert haben, darf man aus heutiger Sicht wohl mit ihrem schlechten Gewissen erklären.

„Ein wirklich schreckliches Projekt“

Stimmen von internationalen Experten

Ein für jeden Freund bzw. Bewunderer Wiens unverständliches Projekt.

PROF. ALFRED A. SCHMID, Freiburg, ehemaliger Vorsitzender der schweizerischen Kommission für den Schutz historischer Denkmäler.

Das Ortner-Projekt ist sehr beunruhigend.

PROF. ANNE PRACHE, Pariser Universität Sorbonne.

Die schlechteste Lösung wäre hier die vollständige Umwandlung des Gesamteindrucks.

PROF. DR. ING. DR. PHIL. ENNO BURMEISTER, TU München, Sachverständiger für die Restaurierung und Sanierung historischer Denkmäler.

Ein wirklich schreckliches Projekt.

PROF. FRANCIS HASKELL, Oxford University.

Ich bin der Überzeugung, daß man mit all diesen skandalösen Absurditäten abrechnen muß.

PROF. MICHAEL LIBMANN, Jerusalem.

Mir graut vor der Vorstellung eines solchen Projekts, das für mich ein Beispiel der Arroganz einiger zeitgenössischer Architekten ist.

PROF. KONSTANTY KALINOWSKI, Universität Poznan und Generaldirektor des Nationalmuseums Poznan.

Wir sind natürlich für die künstlerischen Bestrebungen Wiens, welche sich hinter diesen Projekten verbergen, aber verunstaten Sie doch nicht das Herz Ihrer wunderbaren Altstadt im Namen der modernen Kunst!

PROF. LARRY SILVER, Northwestern University, Präsident der College Art Association, New York.

Die Gegenüberstellung der Gesamtheit und der Details in diesem neuen Schema ist von einer brutalen Häßlichkeit.

PROF. GEORGE HENDERSON, Cambridge University.

Mir graut vor der Vorstellung der vorgesehenen Zerstörung einer architektonischen Einheit, welche sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat.

PROF. GERHART B. LADNER, Universität Kalifornien, Los Angeles.

Wien ist ein Diamant. Man darf nicht die kleinste Facette daran ändern. Der Maria Theresienplatz muß das bleiben, was er ist und was von der großen Vergangenheit Wiens zeugt.

PROF. BERNARD DORIVAL, Collège de France, Paris.

Ich bin Ihnen dankbar für Ihren Widerstand, welchen Sie diesem Projekt entgegensetzen. Von Wien aus hat sich die edle Idee des Denkmalschutzes, die uns ja noch heute motiviert, verbreitet.

PROF. ADOLF REINLE, Universität Zürich.

Die Idiotie des Projekts ist kaum zu überbieten.

PROF. PETER CORNELIUS CLAUSSEN, Universität Zürich.

Soweit zu beurteilen ist, respektieren die vorgeschlagenen neuen Gebäude nicht die historische Lage. Sie scheinen in überhaupt keinem Verhältnis mit dem von Fischer von Erlach erbauten Komplex zu stehen und laufen Gefahr, eines der schönsten Stadtbilder Europas ernsthaft zu stören.

ARCHITEKT I.M. PEI, New York.

Das ICOMOS-Büro zeigt sich äußerst besorgt über die von den zuständigen Behörden an den Tag gelegte Mißachtung der von so vielen Experten für die Bewahrung des architektonischen und städtischen Erbes vorgebrachten Einwände.

LEO VAN NISPEN, ICOMOS, Paris.

An einem Ort, an dem so viele große Künstler wirkten, wundert man sich über die primitive Brutalität eines so kraß zerstörenden Projekts.

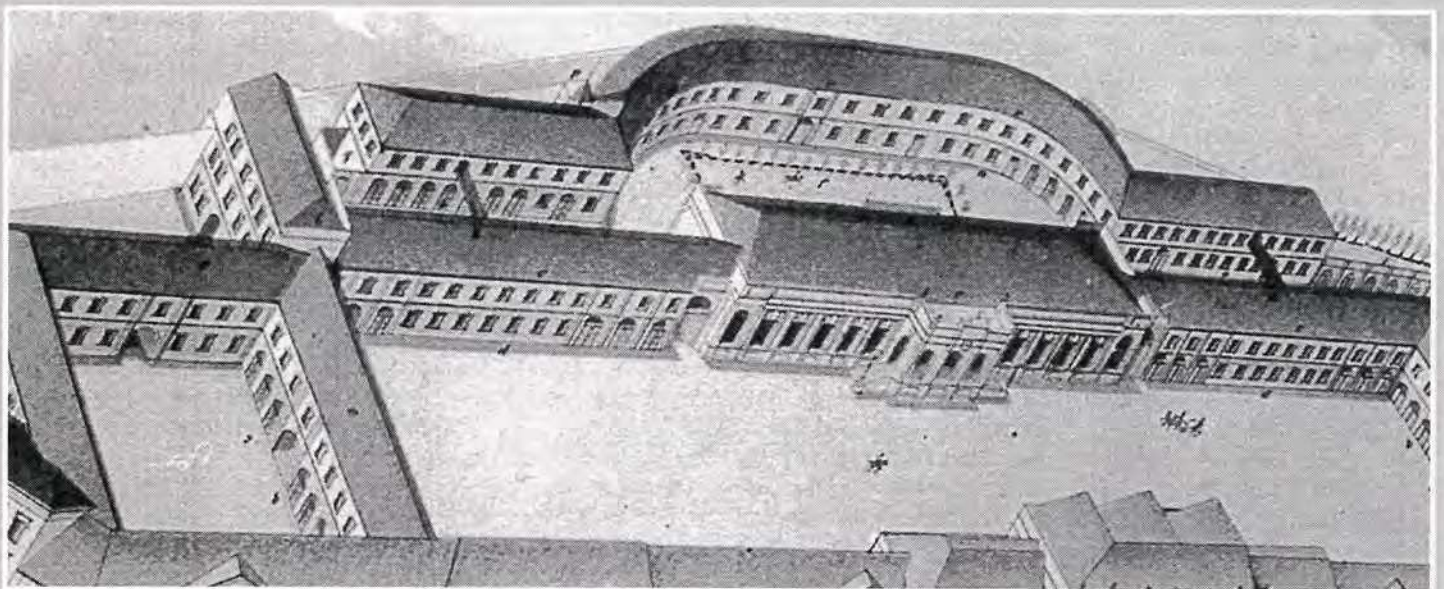
F. LOYER, C.N.R.S.

Das Projekt dieser Architekten kommt um 50 Jahre zu spät, denn kurz vor Anbruch des 21. Jahrhunderts gehören die Blöcke und Türme schon der Vergangenheit an. Früher fand man einen Sinn an Complexen und Großräumen, ob es sich nun um Paläste oder Komplexe für das einfache Volk wie die Arbeiterviertel in Wien handelte.

JULIEN GREEN, Académie Française.

Links: Die Vogelperspektive zeigt die ausgedehnten Anlagen, die man in ihrem Grundcharakter erhalten sollte. Das im Laufe unseres Jahrhunderts angefügte „Beiwerk“ wäre behutsam zu entfernen.

Rechts: Die gewaltige Vorderfront der ehemaligen Hofstallungen hat der in Graz geborene Baumeister Fischer von Erlach geplant.



SIR ERNST H. GOMBRICH

„Brutale Lösung“

Sir Ernst H. Gombrich - 1909 in Wien geboren - gilt als einer der bedeutendsten Vertreter der Wiener Schule der Kunstgeschichte. Der Kunsttheoretiker mit Weltgeltung lebt in London, hat Gastprofessuren in Cambridge, Oxford und Harvard und ist mehrfacher Ehrendoktor. 1993 wurde Sir Gombrich vom österreichischen Bundesminister Rudolf Scholten der Auslandskulturpreis verliehen. Hier seine Stellungnahme zum umstrittenen Ortner-Projekt: *Die Verfechter des Ortner-Projekts präsentieren es als „Credo“ des Fortschrittsdenkens und folglich seine Kritiker als Gegner des Fortschrittes, als Reaktionäre oder sogar als „abgebrühte Kleinbürger“, welche sich nach dem „Wien der Fiakerzeit“ zurücksehnen.*

Ich sehe das natürlich als völlig subjektiv an. In Fragen der Stadtplanung gibt es weder Fortschritt noch Rückschritt, sondern nur brutale oder taktvolle Lösungen.

Im übrigen ist wohl kaum anzunehmen, daß die angeblich fortschrittlichen Lösungen noch diesen Namen in irgendeinem Sinn des Wortes

Fortschritt verdienen. Sie kennen wahrscheinlich die Geschichte des neuen Flügels der „National Gallery“ am Trafalgar Square in London. Nach einer Ausschreibung und nach langem Zögern entschied man sich für eine ziemlich aggressive „moderne“ Lösung, welche niemandem gefiel, und als Prinz Charles sie als Futrunkel im Gesicht des Platzes ablehnte, beschloß die Leitung, den Auftrag dem bekannten amerikanischen Vertreter der „Postmoderne“, Venturi, zu erteilen. Man muß die Ansichten des Prinzen nicht teilen und auch kein bedingungsloser Anhänger der neuen Trends sein, um zuzugeben, daß die neue Fassade sich sanft ins alte Gebäude einfügt und daß die neuen Ausstellungsräume eine wirkliche Bereicherung für die Londoner Kunstliebhaber darstellen.

Könnte man sich nicht etwas Ähnliches für die Hofstallungen erhoffen? Muß der „Flakturm“, eine brutale Erinnerung an eine brutale Zeit, noch ein ebenso häßliches Gegenstück finden?



Die Europäische Union setzt 1995 den Förderschwerpunkt „Sakrale Bauten“. Die EU-Kommission beteiligt sich mit bis zu 25 Prozent, höchstens aber mit 150.000 ECU (rund zwei Millionen Schilling) pro Vorhaben an der Restaurierung bzw. Erhaltung sakraler Bauwerke, die in Europa eine besondere religiöse, historische, architektonische, künstlerische und gesellschaftliche Bedeutung haben. Anträge sind bis 31. Jänner 1995 vom Eigentümer einzureichen, entweder bei regionalen Vertretungen oder bei der Europäischen Kommission, GD X-Kulturelle Aktion, Rue de Trèves 120 (Bureau 4/51, B-1040 Brüssel). Die Projekte müssen bis spätestens 15. September 1997

EU-Geld für Restaurierung bedeutender Sakralbauten

abgeschlossen sein. Für Österreich, das 1996 sein 1000-Jahr-Jubiläum feiert, sollte das dringend sanierungsbedürftige Marienheiligtum Mariazell Vorrang erhalten. Allein die Rettung des Mittelturmes kostet 18 Millionen Schilling, dazu kommen die Sicherung von Fundamenten, die Orgel, die Raumgestaltung beim Hochaltar und die zur steirischen Landesausstellung 1996 von Regierungschef Dr. Josef Krainer angekündigte pädagogisch-didaktische Aufbereitung der Schatzkammern. Durch die Ostöffnung hat Mariazell einen neuen Rang und den Auftrag, wiederum der Wallfahrtsort Mitteleuropas zu sein.

Allein die Turmrestaurierung der Mariazeller Basilika kostet 18 Millionen Schilling. Erfreulicherweise haben die steirischen Raiffeisenbanken zum 100-Jahr-Jubiläum ihrer Gründung eine Million Schilling für die vorbildliche Restaurierung der Michaelskapelle gestiftet. Die Initiative ging von Obmann DI Josef Riegler und Generaldirektor Kommerzialrat Dr. Georg Doppelhofer aus. (Foto: Mayr)



Riga zeigt in Graz den Reichtum an Jugendstil

Wer denkt schon daran, daß die Hauptstadt Lettlands mehr Jugendstilbauten besitzt, als jede Metropole Europas. Die Ausstellung „Jugendstil in Riga“, arrangiert im Foyer des Landeszeughauses, hat im Oktober 1994 diesen Beweis erbracht. Bei der Einführung in die Thematik verwies der Stellvertretende Vorsitzende des Rates der Stadt Riga, Olegs Batarevskis, auf die guten Beziehungen zwischen Lettland und der Steiermark, seit Jahren gibt es z.B. intensive Jugendkontakte. Batarevskis überbrachte auch die Grüße und Wünsche von Kulturminister Jánis Dripe, der zugleich als Chefarchitekt von Riga wirkt.

Architekt Vaidelotis Apsitis sagte, daß der Jugendstil als ein Protest gegen die traditionellen Baustile, von der Antike bis zur Gründerzeit, zu sehen sei. Sorge bereitet die Restaurierung und Pflege dieser Bauten, zumal während der sowjetischen Besatzungszeit (1941 bis 1991) viele Häuser für Familien aus der UdSSR geräumt werden mußten. Von Vaidelotis Apsitis stammt auch ein einschlägiges Buch, das dem Schöpfertum einzelner lettischer Architekten gewidmet ist. Hier ein Auszug aus dem Epilog:

„Riga ist eine alte Hansestadt, gegründet im Jahre 1201. Ihr historisches Zentrum, das am rechten Ufer der Daugava (Duna) liegt, bilden drei klar ausgeprägte städtebauliche Strukturen: Der mittelalterliche Kern, der ihn umfassende Halbkreis von Boulevards und das Areal ehemaliger Vorstädte mit regelmäßigem, rechteckigem Straßennetz. Die Boulevards wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach dem Niederreißen der Festungsmauern bebaut. Sie sind ein einheitliches, städtebauliches und architektonisches Ensemble des Eklektizismus.

Die hauptsächliche Bebauung in den Vorstädten Rigas erfolgte Anfang des 20. Jahrhunderts, in der wirtschaftlichen Blütezeit der Stadt. 1900 betrug die Einwohnerzahl rund 300.000, 1914 wurde schon die halbe Million überschritten. Der Anfang des 20. Jahrhunderts war der Zeitraum des Jugendstils. Darum gibt es im Zentrum über 40 Prozent Jugendstilbauten, mehr als in jeder anderen Großstadt der Welt. Sie sind auf einem relativ kleinen Gelände konzentriert.

Im Jugendstil Rigas verflochten sich unterschiedliche Einflüsse, die vorwiegend aus Deutschland, Österreich und Finnland kamen. Dennoch hat der Rigaer Jugendstil sein eigenes originelles Antlitz. Zur Eigentümlichkeit der damaligen Bebauung trug die Tatsache bei, daß hier ausschließlich einheimische Architekten gewirkt haben, die Mehrheit waren Absolventen des Polytechnischen Instituts Riga, die Architekturfakultät ist dort bereits 1869 gegründet worden.“

Der Landeshauptmann der Steiermark, Dr. Josef Krainer, der schon 1984 einen Besuch in Riga absolvierte, betonte, er habe eine repräsentative europäische Hauptstadt vorgefunden. Krainer lobte den demokratischen Aufbruch in Lettland und eröffnete die Ausstellung mit dem Wunsch, die Schau möge viele Interessenten anlocken.

Dankesworte sprach ISG-Präsident Max Mayr. Er hob die Unterstützung durch die Kulturabteilung des Landes Steiermark, des Österreichischen Städtebundes, des Kulturamtes der Stadt Graz und des Landesmuseums Joanneum hervor. Organisation und Arrangement besorgten Dr. Ing. Hasso Hohmann und das Team des ISG. Beim Empfang durch Landeshauptmann





Links: Blick auf die „Skyline“ mit dem Fluß Duna.
 Oben: Landesbauptmann Dr. Josef Krainer (Mitte) im Gespräch mit Arch. Vaidelotis Apsitis und Vizebürgermeister Olegs Batarevskis.
 Mitte: Eine der Prachtfassaden. Rechts: Das hochgeschätzte Freiheitsdenkmal aus dem Jahre 1935 des Archibitekten E. Stalberg mit Skulpturen von K. Zale.
 Unten: Arch. Prof. Janis Krastins, Autor von Büchern über den Jugendstil in Riga, hielt den Fachvortrag / Im Bild mit der Grazer Kunsthistorikerin Wiltraud Resch.
 (Fotos: Bildband RIGA, Amsüss, Stuhlhofer)



Dr. Krainer im stimmungsvollen Rittersaal des Landhauses kam es zu interessanten Begegnungen.

Ein reger Erfahrungsaustausch über Umweltfragen entwickelte sich im Grazer Rathaus. Nach der Begrüßung durch Bürgermeister Alfred Stingl bei einer Sondersitzung des Gemeinderates diskutierten die Gäste aus Riga mit Stadtrat Hans Pammer vor allem Probleme der Müllvermeidung und Abfallwirtschaft. Bei den Stadtrundgängen zeigten sich Olegs Batarevskis und Vaidelotis Apsitis von den Revitalisierungsfortschritten und der Verkehrsberuhigung (Platz für Menschen) besonders beeindruckt.

Potsdam:

250 Jahre Sanssouci

1745 wurde der Grundstein für das Schloß Sanssouci und damit zugleich für die prachtvolle Ausstattung Potsdams unter Friedrich II. als Residenzstadt gelegt. Beim Festakt zur 250-Jahr-Feier im Neuen Palais unterstrich Brandenburgs Ministerpräsident Manfred Stolpe die europäische Dimension Sanssoucis und bezeichnete das Rokokoschloß als Symbol der Toleranz und Weltoffenheit.



Ministerpräsident Manfred Stolpe, Ingrid Stolpe und der Generaldirektor der Stiftung Schlösser und Gärten Sanssouci, Hans-Joachim Giersberg

Kaiserslautern: Renaissance der Straßenbahn

Die Universität Kaiserslautern, Fachgebiet Verkehrsweisen, setzt die Vortragsreihe „Renaissance der Straßenbahn“ auch im Wintersemester 1994/95 fort.

Termine: 15. Dezember 1994 und 19. Januar 1995.

Information:

Prof. Dr.-Ing. Hartmut H. Topp, Universität Kaiserslautern, Paul-Ehrlich-Straße 14, D-67663 Kaiserslautern.



Höhepunkt der Feier: Open-Air-Konzert der Frankfurter Philharmonie mit anschließendem Barockfeuerwerk (Fotos: Thomas)

Salzburg und Bayern: SALZ-Ausstellung

Die Salzburger Landesausstellung 1994 präsentierte in eindrucksvoller Weise die Thematik SALZ. Im ältesten Schaubergwerk Europas, Hallein-Dürrenberg, lud man die Besucher zu einer faszinierenden Reise von der Prähistorie bis zur Gegenwart (unser Foto zeigt eine Floß-

fahrt über den unterirdischen Salzsee). Für 1995 bereiten Bad Reichenhall, Traunstein und Rosenheim in grenzüberschreitender Zusammenarbeit mit Salzburg die Ausstellung SALZ IN BAYERN vor.

Information:
FVV München-Oberbayern,
Postfach 200753,
D-80007 München,
Tel. 089/59 73 47.

Niederlande: Geburtsland der Fahrradstationen

In den Niederlanden, der wohl traditionsreichsten Fahrradnation Europas, kommen auf 14 Millionen Einwohner etwa 11 Millionen Fahrräder. In manchen Städten werden bereits bis zu 40 % aller Wege mit dem Fahrrad bewältigt. Das System der Fahrradstationen gilt weltweit als vorbildlicher Beitrag zur Schaffung und Erhaltung der allgemeinen Mobilität. Das Grundangebot einer solchen Station besteht in einer überdachten und bewachten Fahrradaufbewahrung, einer Werkstatt sowie einem Fahrradgeschäft, das Neuräder und Ersatzteile verkauft. Die insgesamt 81 Fahrradstationen befinden sich zumeist in unmittelbarer

Nähe größerer Bahnhöfe und bieten ca. 101.000 bewachte Fahrradstellplätze. Politikern und Verkehrsplanern anderer Staaten kann das niederländische Beispiel zur Nachahmung empfohlen werden!

Euro-Stadt Graz

Die steirische Landeshauptstadt Graz kann auf eine lange Tradition in der Pflege der Europa-Idee hinweisen. Schon 1979 wurde Graz vom Europarat der Titel „Europa-Stadt“ verliehen. 1993 fand hier der weltweit beachtete „Europäische Kulturmonat“ statt. Graz ist Sitz des INTERNATIONALEN STÄDTEFORUMS GRAZ (ISG) und Schaltstelle des CULTURAL CITY NETWORK (CCN). Auch die 10 Städtepartnerschaften stärken die Internationalität der Stadt.

Venedig - Vorbild einer autofreien Stadt?

Seit langer Zeit beschäftigt sich Dr. Egon Grund aus Karlsruhe - er ist auch ISG-Mitglied - mit der städtebaulichen Struktur Venedigs. Seine Publikation „Venedig - Vorbild einer autofreien Stadt?“ diente als Grundlage eines Beitrages zum Thema „Vorbildliche kommunale Verkehrsprojekte“, erschienen im BUND-Projekt Tropische Wälder (Freiburg im Breisgau, 1993). Am Beispiel Venedigs setzt sich der Autor umfassend mit den Problemen des motorisierten Individualverkehrs in historischen Städten auseinander. Die Übertragbarkeit dieser spezifischen Prinzipien auf „Normalstädte“ wird als Fallbeispiel anhand der Stadt Göttingen untersucht. So gelingt der Nachweis, daß ein funktionierendes Wirtschaftsleben auch ohne motorisierten Individualverkehr denkbar ist.

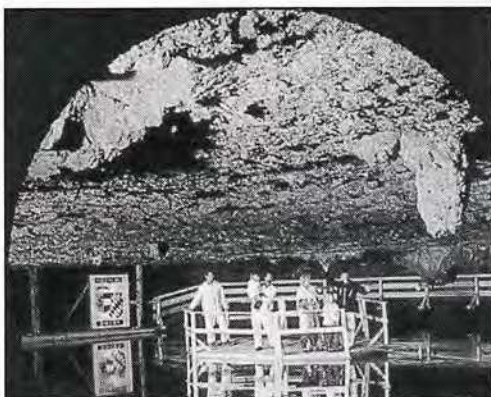


Foto: Salzburger Landesausstellungen

HUBERT HOFFMANN

Für die erfolgreiche Tätigkeit eines Architekten, vor allem aber für Städteplanung ist Optimismus die unabdingbare Voraussetzung!

Ich war erstaunt, Äußerungen von Lampugnani und Libeskind in den ISG-Nachrichten zu finden. Man sollte dem INTERNATIONALEN STÄDTEFORUM GRAZ dankbar sein, daß es mit einer Gegenüberstellung von zwei extrem gegensätzlichen Auffassungen über Architektur zur Klärung jener kulturellen Fragen beiträgt, die im Bewußtsein der Allgemeinheit weitgehend vernachlässigt werden!

Der durch viele Publikationen bekannte Kunsthistoriker Lampugnani ist ein redogewandter und suggestiv wirkender Wissenschaftler. Seine These: „Es gab keine Stunde Null“ (weder 1918 noch 1933 oder 1945) ist jedoch ein etwas oberflächliches Schlagwort. Er will damit andeuten, daß Formgebung

keineswegs immer mit Ideologien übereinstimmt, besonders durch zahlreiche Kompromisse von Anhängern des „Neuen Bauens“ in der NS-Zeit! Andererseits gibt er zu, daß sowohl im faschistischen Staat als auch im nationalsozialistischen Deutschland der überwiegende Teil repräsentativer Bauten im Stil des Neo-Klassizismus errichtet wurde.

Verständlich für einen Historiker, aber peinlich für eine Beurteilung städtebaulicher Maßnahmen der Gegenwart ist seine vorwiegend rückwärts gerichtete Schau, verbunden mit Pessimismus aus den bitteren Erfahrungen unseres Jahrhunderts (ein Historiker sollte sich fernhalten von städtebaulichen Planungen).

Was er vorschlägt oder Maß-

nahmen, denen er zustimmt, sind eine Rückkehr zu den schlimmsten Zeiten der reaktionären Gründerzeit, dem „Steinernen Berlin“, Mietskasernen mit völlig umschließenden Höfen - auch Verdichtungen durch Hochhäuser. Gleiche, genormte Häuser mit Fertigteilen - also Rückkehr zu Systemen, die wir hofften, überwunden zu haben. Es gibt zahlreiche wissenschaftliche Beweise und darauf gegründete Formen einer sinnvoll gegliederten und für gesundes Wohnen aufgelockerten Stadt. Dies alles scheint Lampugnani nicht zu kennen. Außer den Kalkulationen von Grundstücksspekulationen, durch die ein Desaster von Verkehrsballungen entsteht und Zentren dieser Art a priori lebensunfähig macht. Unter „Einfachheit“ verstehen wir in der Städteplanung nicht sture Langeweile, sondern ein lebendiges, vielfältiges, organisches Wachstum!

Die grundsätzlich optimistische Haltung des Planerberufes vertritt Daniel Libeskind in seiner klaren Entgegnung so einfach ausgedrückt, daß es jeder Bürger verstehen kann. Er hat auch jene erste Phase des „Neuen Bauens“ mit Dominanz des Konstruktiven überwunden, um mit organischen Strukturen einem „Habitat“ nahezukommen (die günstigsten Bedingungen zum Wachsen und Gedeihen des Einzelnen und der Familie), also das Einfließen von ökologischen Erkenntnissen im Bauen und Städtebau.

Was Libeskind in seiner temperamentvollen Darstellung aussprach, kann ich voll und ganz unterschreiben! Menschlich und überzeugend ist seine Darlegung im Gegensatz zu den phantasielosen Maßnahmen der geplanten Berliner Geschäftsviertel (mit Vorschreibung von 20% Wohnungen!). Bei allen Verordnungen zum Aufbau der Hauptstadt ist

die Patenschaft von preußischem „Kommis“ nicht zu verleugnen.

Gegen das Ergebnis einer Langeweile des baulichen Ausdrucks wendet sich Libeskind. „Bunt“ sollte es dagegen sein und lebendig. Denn der Planer hat auf den unterschiedlichen Charakter jeder räumlichen Situation, jeder Landschaft sowie deren Bauten eine Antwort zu geben. Phantasievolle Lebendigkeit muß keineswegs zum Chaos führen, aber zum Verständnis der Eigenart unterschiedlicher Straßen, Plätze, Hausgruppen oder Grünflächen. Es muß das Ziel sein, unverwechselbare Situationen im Stadtgefüge zu erreichen: Eine „Vielfalt in der Einheit“. Die Unterschiede müssen auch nicht zu dem Trend führen, jedes Haus durch Gags in ein „Werbeplakat“ zu verwandeln. Auch eine oberflächliche Ansicht ist abzulehnen, die glaubt, Hochhäuser müßten dazu dienen, „Kontraste“ zu erreichen. Für die richtige Unterbrechung eines gegebenen Rhythmus bedarf es der Sensibilität des Gestalters.

Lampugnani dagegen gibt den ökonomischen Zwängen das Vorrecht mit weitgehender Normung, gleichen Typen und stärkerer Verdichtung! Die Großstädte haben zumeist tragfähige Grenzen der Dichten unter GFZ 2,5 für den Breitengrad Berlin überschritten! Verdichtet werden sollten lediglich die weiträumigen Villenviertel! Verdichtet werden sollte aber auch die REGION (mit kleinen Neustädten) etwa im Land Brandenburg. Auch bei völlig neuer Infrastruktur ist der Aufwand für den Bodenpreis noch weit günstiger als in den großen Städten! Auch in der Steiermark sollte sinnvolle Verdichtung in kleinen Zentren die planlose „Verhäuselung“ ablösen!



(Foto: Schneider)

Graz: Jugendforum – Aufbruch in das 21. Jahrhundert

Der Weltbund der Österreicher im Ausland, hielt vom 1. bis 4. September in Graz seinen Jahreskongreß ab. Rund 500 prominente Delegierte haben dabei eine Million Österreicher in verschiedenen Kontinenten vertreten. Wie der neue Weltbundpräsident Carl Paul Wieland, (München) und Generalsekretär Hofrat Franz Bauer (Wien) berichteten, leben 13 Prozent unserer Landsleute in verschiedenen Staaten, viele davon in führenden Positionen. Zum Vergleich: Nur knapp 2,5 Prozent der Franzosen und 1,2 Prozent der Deutschen wirken in anderen Ländern.

Im Mittelpunkt des Kongresses stand das Jugendforum „Aufbruch in das 21. Jahrhundert“ mit Referenten aus der Schweiz, Kanada, USA, Deutschland und Österreich. Für diese Idee und den Schwung im Weltbund hat der Herausgeber des Wirtschaftsmagazins „Trend“, Helmut A. Gansterer, die Note „höchst empfehlenswert“ gegeben. Er charakterisiert den Grazer Kongreß als einen guten Schuhlöffel, um in dieses wichtige internationale Netzwerk zu schlüpfen.

In den Medien wurde die Veranstaltung als ein Kongreß der Superlative gefeiert, Präsident Wieland ist überzeugt, daß die vielfältigen Kontakte der Auslandsösterreicher mit der Heimat für Wirtschaft, Wissenschaft, Forschung, Kunst und Kultur reiche Früchte tragen werden. Der Weltbund besitzt nun sein erstes Dokumentationszentrum in der ehemaligen Grazer Wielandschule. Dort ist auch das ISG-Archiv für die EUROPA NOSTRA-Wettbewerbe untergebracht.

Udine: Restaurierung, Konservierung und Schutz

Vom 1. bis 5. Dezember 1994 veranstaltete die ENTE FIERA UDINE ESPOSIZIONI die Ausstellung „Restaurierung, Konservierung und Schutz“ in Udine. Eine Reihe von Tagungen und Diskussionsrunden begleitete die Schau, die auch technisch hochqualifizierte Analysen von Kulturgütern einbezog. Architekten, Denkmalpfleger und Restauratoren sowie Fachleute verwandter Sparten trafen sich zu vielfältigem Erfahrungsaustausch.

Information:
ENTE FIERA UDINE
ESPOSIZIONI, I-33030
Torreano di Martignacco
Tel. +40(0)432 4951
Fax +40(0)432 4013 78.

Schweiz: Städtebautag

Alle zwei Jahre findet in Burgdorf in der Schweiz eine Tagung für Architekten, Planer sowie Politiker und Wirtschaftsfachleute statt. Der diesjährige Städtebautag (17. November 1994) war dem Thema „Kleinstadt, Chancen und Gefahren“ gewidmet. Im Mittelpunkt stand die Frage, welche Entwicklungsmöglichkeiten sich der Kleinstadt im Sog der Großagglomerationen in Zukunft bieten.

Information: Verein Städtebautag Burgdorf, Ruth Heiniger, Finkfeld 2, CH-3400 Burgdorf.

Klagenfurt International

Die *Landeshauptstadt Klagenfurt* - seit 1981 Mitglied des INTERNATIONALEN STÄDTEFORUMS GRAZ (ISG) - erhielt schon im Jahre 1986 für ihre engagierten Bemühungen um die Europäische Idee den Europapreis. Eine 1993 erschienene Broschüre - redigiert von Senatsrat Dr. Erich Lindner - bietet reich illustrierte Informationen über die Kontakte Klagenfurts zu Städten und Gemeinden in aller Welt. Von Gladsaxe (Dänemark) über Duschanbe (Tadschikistan) spannt sich der Bogen bis Nazareth-Ilit (Israel) und Ndusu (Ruanda). Für die Zukunft sind verstärkte Aktivitäten geplant, um einen weiteren Beitrag zur Verwirklichung des geeinten Europas zu leisten.

Europarat: Wasser - Spiegel unserer Zukunft

Immer stärker gerät das Lebenselement Wasser in das Spannungsfeld nationaler und internationaler Konflikte. Die Bedrohungen, die auf



Die Gäste aus Tadschikistan beeindruckten in Klagenfurt mit ihren schönen, wertvollen Trachten.

Qualität und Quantität der Wasserressourcen lasten, sind die direkte Folge des zu spät erwachten internationalen Umweltbewußtseins. Der Europarat in Straßburg hat die Broschüre „Das Wasser ist der Spiegel unserer Zukunft“ diesem wichtigen Thema gewidmet. In fundierter Weise werden die wesentlichen Aspekte dieser „lebenswichtigen“ Frage beleuchtet, die Notwendigkeit einer grenzüberschreitenden Wasserpolitik ist mittlerweile unbestritten.

Die gesamte Problematik rückt immer deutlicher ins Bewußtsein der Medien; dies wird durch eine Reihe von Veröffentlichungen in den letzten Jahren unterstrichen. Als besonders gelungen kann der Schwerpunkt „Wasser“ in der Zeitschrift „Umwelt & Raum“ (Nr. 2/93) bezeichnet werden, der diese Problematik in vielfältiger Weise zur Diskussion stellt.

Für viele Experten ist „Wasser“ bereits das dominierende Thema dieses Jahrzehnts - zu wünschen wäre, daß die elementare Bedeutung dieser Frage auch von den Handlungsträgern in Politik und Wirtschaft erkannt wird.



Freunde und Förderer der Kultur: Sparkassenpräsident Dr. Ernst Höller; Graz, und der neue Präsident des Weltbundes der Österreicher im Ausland, Carl Paul Wieland, München. (Foto: Mayr)

Ungarn: Kiskunhalas

Seit 1. Jänner 1994 ist die Stadt *Kiskunhalas* - im Zwischenstromland von Donau und Theiss gelegen - Mitglied im INTERNATIONALEN STÄDTEFORUM GRAZ (ISG). Nun hat ein junges, dynamisches Team mit Bürgermeister Zoltán Tóth an der Spitze eine reich illustrierte Publikation herausgebracht, die *Kiskunhalas* mit seinen Sehenswürdigkeiten vorstellt. Die redaktionelle Betreuung übernahm der Museologe Aurél Szakál, der auch den Naturschutzgebieten dieser Region viel Raum widmete. Der aufstrebenden Stadt und ihrem engagierten Führungsteam ist weiterhin viel Erfolg zu wünschen!

Ausführliche Informationen über Kiskunhalas finden Sie in den ISG-Nachrichten 1-2/94, die im ISG zum Preis von öS 50,-, zuzüglich Versandkosten, erhältlich sind.

Archäologie und Planung: Die Zusammenarbeit wird forciert

In Székesfehérvár fand ein internationales Symposium zum Thema „Archäologie und Planung“ statt. Getragen wurde die Veranstaltung durch das Ungarische Denkmalamt, das Komitat Fejér, von den Ministerien für Umwelt, Raumplanung und Landesentwicklung sowie weiteren Förderern. Organisiert wurde es von DI Peter Fazakas, Chefarchitekt des Komitat Vas, in Kooperation mit dem INTERNATIONALEN STÄDTEFORUM GRAZ.

Ausgangspunkt für das Symposium war eine ähnliche Veranstaltung im November 1990 in Wildon (südlich von Graz) zum gleichen Thema: Damals ging es darum, die mangelnde Kooperation zwischen Archäologie und Planung, zwischen den Archäologen und den Planern von Straßen, Leitungen und Ge-

bäuden durch eine solche Veranstaltung zu fördern. Oft genug ist es Unbedachtheit, wenn beim Straßenbau die Schubraupe interessante Zeugen der Geschichte wie prähistorische Grabhügel zerstört. Eine archäologische Voruntersuchung hätte dies verhindern können. Niemand hat aber an die Möglichkeit und Sinnhaftigkeit einer solchen Untersuchung gedacht.

In Székesfehérvár kamen Denkmalpfleger, Archäologen und Stadtplaner, Architekten, Baudirektoren der Ungarischen Komitate und Vertreter der Ministerien für Umwelt, Raumplanung und Landesentwicklung zusammen, um sich gegenseitig über ihre jeweiligen Wünsche, Probleme und Intentionen zu informieren. In Ungarn werden nach den großen politischen und wirtschaftlichen Umstellungen derzeit viele Gesetze neu formuliert bzw. überarbeitet. Dies gibt die Chance, die gewünschte Kooperation zwischen Archäologie und Planung auch legislativ festzuschreiben. Ergebnis der Veranstaltung waren Empfehlungen für die Schaffung eines neuen Denkmalgesetzes für Ungarn.

Es war kein Zufall, daß die Veranstaltung am 21. und

Verkehringenieur Rudolf Surový und ISG-Mitarbeiter Wolfgang J. Fink. (Foto: Mayr)



22. April dieses Jahres in Székesfehérvár stattfand. Diese ca. 50 km südwestlich von Budapest gelegene Stadt hat in den letzten Jahren große Anstrengungen in der Stadtarchäologie unternommen. Besonders die Grabungen zur Erforschung der mittelalterlichen königlichen Basilika haben interessante Ergebnisse gebracht, die auch in engem Zusammenhang mit der örtlichen und gesamtungarischen Identität stehen. Sie wurden u.a. während des Symposiums besichtigt.

Teile der mittelalterlichen königlichen Basilika konnten mit Hilfe der Stadtarchäologie in Székesfehérvár freigelegt werden. (Foto: Hohmann)



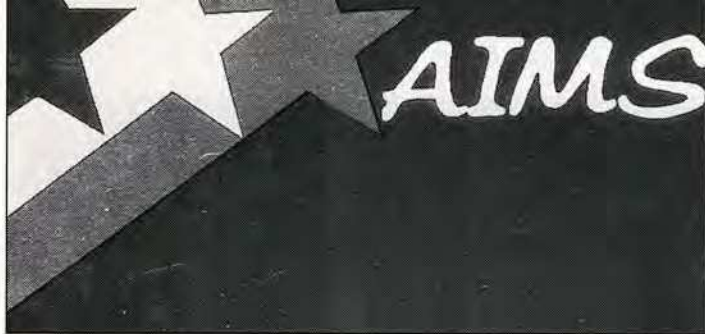
Slowakei:

Hoffnungsvolle Initiative

Eine Gruppe engagierter Architekten und Verkehrsexperten gründete 1993 in der Slowakei einen „Urbanistischen Verein“, der nunmehr etwa 30 aktive Mitglieder umfaßt. Einer der Initiatoren, Verkehringenieur Rudolf Surový aus Bratislava - selbst seit Jahren ISG-Mitglied - besuchte am 19. August 1994 die steirische Landeshauptstadt, um eine mögliche Kooperation mit dem Internationalen Städteforum Graz zu beraten. Es wurde eine gegenseitige Mitgliedschaft der beiden Organisationen vereinbart.

Am 6. und 7. April 1995 wird ein Symposium in der Slowakei stattfinden, in dessen Mittelpunkt Probleme der Stadt- und Verkehrsentwicklung stehen werden; der vorläufige Arbeitstitel lautet: „Kommunikation im urbanisierten Raum und das Maß ihrer Humanisation“. Das ISG wird dem „Urbanistischen Verein“ bei der Vorbereitung dieser Veranstaltung beratend zur Seite stehen.

Wir wünschen der neugegründeten Vereinigung viel Erfolg und freuen uns auf fruchtbaren Erfahrungsaustausch!



25 Jahre AIMS in Graz

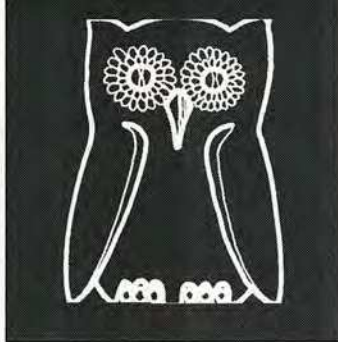


Ein besonderes Jubiläum steht ins Haus. Das American Institut of Musical Studies (AIMS) aus Dallas kommt 1995 bereits zum 25. Mal über den großen Teich. Es sind jeweils rund 300 Musiker und Sänger aus vielen Ländern, die hier etwa zwei Monate hart arbeiten, um sich mit der europäischen Musikwelt unmittelbar vertraut zu machen. Der „Gewinn“ für die Steiermark: AIMS mit seinem angesehenen Festival-Orchester gibt zahlreiche Konzerte, die Studenten beleben die „Mittsommernächte“ und die ganze Stadt. Das bringt auch „Umwegrentabilität“ für den Tourismus. Im vergangenen Sommer haben US-Botschafterin Dr. Swanee Hunt und ihr Mann, Dr.

Charles Ansbacher, als Dirigent, der Eröffnung in der Aula der Grazer Universität besonderen Glanz verliehen. Nun rüstet das AIMS-Team mit Nora Sands, Irma Cooper und der Grazer Managerin Dr. Barbara von Künsberg-Sarre für den 25. Sommer in Graz.

*Oben links: Konzert in den Kasmatten des Schloßberges.
Oben rechts: Generalmusikdirektor Cornelius Eberhardt, Präsident der Musikbochschule München, wirkt seit Jahren als Chefdirigent, im Bild mit Nora Sands.
Nebenan: US-Botschafterin Dr. Swanee Hunt hält die Eröffnungsrede, ihr Mann Dr. Charles Ansbacher dirigierte in der Aula der Universität. (Fotos: Thomas Künsberg 2, Max Mayr 1)*





Bücher und Broschüren

Thomas und Gabriele Gergely/Hermann Prossinagg

Vom Saugarten des Kaisers zum Tiergarten der Wiener

Leinen mit Schutzumschlag, fadengebunden, 263 Seiten mit einer Reihe von Abbildungen (zumeist Schwarzweiß), Böhlau Verlag, Wien 1993, ISBN 3-205-05487-3. Das Buch bietet erstmals einen detaillierten Überblick über die Geschichte des Lainzer Tiergartens, der heute ein 2.500 Hektar großes, naturgeschütztes Gebiet am Rande Wiens umfaßt. Aus der Gründungszeit um 1770 stammt die Bezeichnung „Saugarten“ - Maria Theresia hatte ihn zum Halten von Wildschweinen errichten lassen - daraus entwickelte sich der „kaiserliche Tiergarten bei Wien“.

Langjährige Recherchen in diversen Archiven führten 1987 zur Entdeckung der längst verlorengegangenen Aufzeichnungen des Forstmeisteramtes Auhof durch Gabriele Gergely. Anhand der fragmentarischen Unterlagen zeichnen die Autoren ein interessantes Bild der jagdlichen und der damit verbundenen sozialen Verhältnisse in der Donaumonarchie. Wörtliche Zitate aus dem Lainzer Archiv werden kursiv gesetzt, womit dem wissenschaftlichen Anspruch Rechnung getragen wird; Literaturverzeichnis und Registerteil runden diesen Eindruck ab. Die Abbildungen - zumeist in Schwarzweiß - ergänzen den Text in informativer Weise, einige Fotos des derzeitigen Zustandes dieses wertvollen Naturschutzgebietes hätten dem Band allerdings gutgetan.

Zu erhalten im österreichischen Buchhandel zum Preis von öS 498,- WJF

Österreichische Gesellschaft für historische Gärten (Hrsg.)

Historische Gärten in Österreich - Vergessene Gesamtkunstwerke

Leinen mit farbigem Schutzumschlag, fadengebunden, 320 Seiten mit zahlreichen Abbildungen in Farbe und Schwarzweiß, Böhlau Verlag, Wien 1993, ISBN 3-205-98095-6.

Die Publikation ist der erste systematische Versuch, ein in Österreich lange Zeit vernachlässigtes Thema ins Bewußtsein zu rücken. Während historische Gärten in Westeuropa zu den Kostbarkeiten der Kulturlandschaften zählen, werden sie hierzulande häufig nur als „Umgebung“ wichtiger Bauwerke betrachtet. Das Verständnis für den Garten als Gesamtkunstwerk im Sinne des Barockzeitalters ging seit dem 19. Jahrhundert nach und nach verloren.

In insgesamt 59 Beiträgen vermitteln 20 Autoren ein anschauliches Bild historischer Parkanlagen in allen österreichischen Bundesländern, Géza Hajós erstellte das Konzept und zeichnet gemeinsam mit Matthias Cremer auch für die großteils gelungenen Fotos verantwortlich.

Die Auswahl beschränkt sich auf die wichtigsten Beispiele österreichischer Gartenkultur, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch als der englischen ebenbürtig angesehen wurde.

Die Dokumentationsabbildungen - konsequent in Schwarzweiß gehalten - vermitteln in oft überzeugender Weise die räumliche Struktur der Garten- und Parkanlagen, die Farbfotos sprechen den Gegenwartszustand an. Wünschenswert wären ausführlichere Quellen- und Literaturangaben zu den einzelnen Beiträgen gewesen, auf einen wissenschaftlichen Anmerkungsapparat wurde bewußt zugunsten reichhaltiger Bebilderung verzichtet, was allerdings nicht in jedem Fall einsichtig erscheint.

Zu erhalten im österreichischen Buchhandel zum Preis von öS 840,- WJF

Géza Hajós

Romantische Gärten der Aufklärung - Englische Landschaftskultur des 18. Jahrhunderts in und um Wien

Band 14 aus der Reihe „Studien zu Denkmalschutz und Denkmalpflege“ (Herausgeber: Bundesdenkmalamt Wien), Leinen mit farbigem Schutzumschlag, fadengebunden, 270 Seiten mit zahlreichen Abbildungen in Farbe und Schwarzweiß, Böhlau Verlag, Wien 1989, ISBN 3-205-05161-0.

Im 18. Jahrhundert entwickelte sich - ausgehend vom liberalen England - ein neuer Begriff der Gartenkultur, der die „Natürlichkeit“ der Landschaft in den Vordergrund stellte. Der Autor verdeutlicht im vorliegenden Buch die kulturhistorischen Aspekte dieses Bewußtseinswandels, deren Erforschung in Österreich lange vernachlässigt wurde. Dabei weist er auf die enge Verbindung des modernen Denkmalbegriffes zur Ästhetik von Natur und Landschaft hin und liefert Ansätze zur weiterführenden Diskussion.

Zeitgenössische literarische Schilderungen ergänzen den kulturhistorischen Teil des Bandes und geben einen unmittelbaren Einblick in das Wiener Leben des späten 18. Jahrhunderts. Die Darstellung der wichtigsten Gärten in und um Wien bietet interessante Erkenntnisse für die Gartendenkmalpflege.

Die hervorragenden Fotos von Elfriede Mejchar werden durch eine Reihe von Aquarellen, Zeichnungen und Plänen vervollständigt. Hervorzuheben sind die fundierten wissenschaftlichen Anmerkungen sowie das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Namensregister erleichtert die Benutzung des sorgfältig erarbeiteten Bandes.

Zu erhalten im österreichischen Buchhandel zum Preis von öS 686,-

WJF

THONET

Vienna

GESCHMACK HAT EINEN NAMEN

DAS EINRICHTUNGSHAUS
IM HERZEN VON GRAZ

DESIGN
PLANUNG
BAUAUFSICHT

OBJEKT & WOHNEN
SCHAURÄUME
OFFICE-SHOP

8010 GRAZ
FRAUENGASSE 3

Tel.: 0316/827210
Tel.: 0316/830571
Tel.: 0316/813843



J. HORNIG

8021 GRAZ, WAAGNER-BIRO-STRASSE 39-41

TELEFON 0316 / 509-550

Wien – Hamburg – Wien ab 1.700,-.

Ein ganzes Land zum gleichen Preis – wo gibt's denn sowas? Das City Star-Ticket der Bahn legt Ihnen ab öS 1.700,- jetzt ganz Deutschland zu Füßen. Ob Hamburg, Berlin, Frankfurt oder Hannover – dieser Preis gilt für jede Stadt in Deutschland. Nähere Informationen bei Ihrem Bahnhof. Entdecken Sie Europa!. Umdenken. Einsteigen.

City Star-Ticket.



Wollen Sie zu den Aufsteigern gehören?

Wenn Ja, treten Sie dem INTERNATIONALEN STÄDTEFORUM GRAZ (ISG) bei.

Der neue Agrarkommissär der EU, Dr. Franz Fischler, ist bereits 1988 unser Mitglied geworden.

Eine kurze Mitteilung per Telefon, Fax oder Postkarte genügt! Internationales Städteforum Graz, Hauptplatz 3, A-8010 Graz. Tel. 0043/316/82 53 95 oder 82 41 93, Fax 0043/316/81 14 35.

Wir freuen uns auf Ihre Nachricht sowie Ihre Mitarbeit und senden Ihnen sofort nähere Informationen.

Dubrovnik - Graz: Solidarität in schwerer Zeit

Mit einem Festakt am Tag des hl. Blasius, dem Schutzpatron der Adriastadt, hat Anfang Februar 1994 die Partnerschaft Dubrovnik - Graz begonnen. Zum österreichischen Nationalfeiertag kam nun die Delegation aus der vom Krieg schwer getroffenen Stadt in die steirische Metropole, um die Urkunde der Verschwisterung gegenzuzeichnen. Bürgermeister Alfred Stingl betonte, daß uns die täglichen Realitäten nicht entmutigen dürfen, mehr denn je gelte es, für die Gedeimigten, für die an Seele und Körper Verletzten, für die unschuldigsten aller Opfer - Kinder, Frauen, alte Menschen - Zeichen der Hoffnung und der Solidarität zu setzen. An die Aggressoren richtete er den Appell: „Hört auf mit dem Töten! Seid wieder Menschen!“

Ganz Europa müßte für einen dauerhaften Frieden, für den Wiederaufbau und die Beseitigung der Kriegsschäden sorgen, betonte Stingl. Er erhofft sich Hilfe von der österreichischen Bundesregierung und von der Fachgruppe Bauindustrie der steirischen Wirtschaftskammer, vertreten durch Geschäftsführer Dr. Stefan Pilz.

„In den letzten drei Jahren war unsere Stadt den schrecklichsten Schicksalsschlägen in ihrer langen Geschichte ausgesetzt“, erklärte Bürgermeister Nikola Obuljen. Er erinnerte daran, daß es trotz der hoffnungslosen Lage unter dem Schutz des hl. Blasius und mit Hilfe von Freunden aus aller Welt gelungen sei, die Freiheit zu bewahren. Obuljen in seinem Dankeswort: „Hilfe in der Not ist eine der größten menschlichen Tugenden, das werden unsere Bürger nie vergessen. Es lebe die Partnerschaft Graz - Dubrovnik!“

Die Musiker und Sänger der berühmten Gruppe MAESTRAL ernteten mit ihren stimmungsvollen Darbietungen im

Rathaus und beim Empfang im Hotel Europa stürmischen Beifall. Geehrt wurde die Mutter des Fotografen Pavo Urban, der während seiner Arbeit in den furchtbarsten Stunden von einer Granate getötet worden ist. Fotografien von Pavo Urban und Bozo Gjukić hat Max Aufischer vom Cultural City Network (CCN), Kulturvermittlung Graz, im Rathaus zu einem eindrucksvollen Aufruf gegen Krieg und Vernichtung gestaltet.

Festliche Verschwisterung im repräsentativen Gemeinderatssitzungssaal des Grazer Rathauses. (Foto: Amstüss)

ALOIS MOCK

... der trifft Europa mitten ins Herz

Österreichs Außenminister Dr. Alois Mock hielt bei der Unterzeichnung der Partnerschaftsurkunde Dubrovnik - Graz am 25. Oktober 1994 in der steirischen Landeshauptstadt eine vielbeachtete Festrede.

In den letzten vier Jahren haben uns aus unserer südöstlichen Nachbarschaft viele Schreckensmeldungen erreicht. Wenige Mitteilungen haben die Herzen unserer Mitbürger allerdings stärker berührt als die Nachricht, daß Dubrovnik, die „Perle der Adria“ militärisch belagert wird und im Feuerhagel der Schiffsgeschütze, der Raketen und der Granatwerfer liegt.

Nach dem schrecklichen Angriff vom 6. Dezember 1991 haben wir erfahren müssen,



daß ein Trommelfeuer von 162 Artilleriegeschossen über dem Zentrum von Dubrovnik niedergegangen war und ein Drittel des Baubestandes der herrlichen Altstadt schwerstens beschädigt hatte.

Auch vorher und nachher haben wir um das Schicksal dieser wunderbaren Stadt, die viele Monate militärisch eingeschlossen war, immer wieder gebangt.

Nun mag sich der eine oder andere vielleicht die Frage stellen, was das Schicksal der herr-

lichen Bauwerke und Kunstschätze neben den Leiden der Menschen für ein Gewicht hat, neben den hunderttausenden Todesopfern, neben dem millionenfachen Flüchtlingselend. Meine Antwort:

Wer ein Juwel wie die Altstadt von Dubrovnik beschießt und dies offenbar mit der Absicht tut, die kulturelle Identität seines Gegners auszulöschen, der handelt nicht nur barbarisch, der trifft ganz Europa mitten ins Herz.

Gerade im Falle Dubrovniks weiß Europa bereits seit Generationen, was es hier zu bewahren gilt. Heute bezeichnet die UNESCO Dubrovnik mit Recht als einen Teil des kulturellen Erbes der Menschheit.

Europa lebt eben aus dem Reichtum seiner kulturellen Vielfalt - einer kulturellen Vielfalt, die zugleich die wichtigste Quelle einer in Jahrtausenden gewachsenen größeren Gemeinsamkeit darstellt. Europa:

- Das ist der Prado genauso wie die Eremitage, das ist der Petersdom genauso wie die Hagia Sofia.
- Das ist der Mont St. Michel genauso wie der Berg Athos. Das sind die Kathedralen von Chartres und Vezelay genauso wie die berühmten serbischen Klosterkirchen Sopocani, Gracanica und Decani.
- Das ist die Altstadt von Graz genauso wie jene von Dubrovnik.
- Das ist die Universität von Heidelberg genauso wie jene von Sarajewo.
- Das ist die Prager Karlsbrücke genauso wie die Brücke von Mostar.

Darum kann es keinem wahren Europäer gleichgültig sein, wenn die Granaten in die Stradun (die Prachtstraße von Dubrovnik) einschlagen, wenn die Universität von Sarajevo brennt oder die Brücke von Mostar in Trümmer geschossen wird. Über solchen Schandtatzen verliert Europa seine Seele!

Als besonders schmerzlich empfinde ich es, wenn sich Künstler und Gelehrte in den Dienst eines aggressiven Nationalismus stellen, wie dies bei der Entwicklung des Konzepts „Großserbien“ der Fall war.

Andererseits ist es aber auch ein Faktum, daß die westeuropäischen Intellektuellen, etwa jene Frankreichs, das, was auf dem Balkan geschieht, viel früher beim Namen genannt haben als so manche Staatskanzlei und so manches internationale Gremium. Hervorheben möchte ich auch, daß es österreichische Schriftsteller waren, die im April 1993 beim PEN-Kongreß von Dubrovnik in einer Resolution die

vielleicht klarsten Worte gefunden haben:

- Daß man keinesfalls durch Indifferenz, Schweigen oder durch Verharmlosung der wahren Verhältnisse an einem neuen Holocaust mitschuldig werden darf,
- und daß es angesichts der kriegerischen Ereignisse in Kroatien und Bosnien - Herzegowina, „die den planmäßigen Genozid als Kriegs- und Endziel einschließen“, nicht darum geht, eine Meinung auszusprechen oder Partei zu ergreifen, sondern einfach darum, auf Seiten der Menschenrechte und Gerechtigkeit zu stehen. An der Richtigkeit dieser Einschätzung hat sich bis heute nichts geändert.

Graz ein Vorbild

Hier in Graz braucht diese Wahrheit allerdings kaum mehr verkündet zu werden. Denn gerade in dieser Stadt - und in der Steiermark insgesamt - ist man mit den Nachbarn in Slowenien und Kroatien, in Bosnien und im Kosovo in einer Weise solidarisch, die in jeder Hinsicht vorbildhaft ist.

Bürgermeister Alfred Stingl, Vizebürgermeisterin Ruth Feldgrill und weitere Mitglieder des Stadtsenats stehen für Dialogfähigkeit, Offenheit und soziales Engagement, für Eigenschaften, die weder an der Stadtgrenze von Graz, noch an

der steirischen Landesgrenze, noch an den Grenzen der Republik Österreich Halt machen.

Ich erinnere mich gut, wie frühzeitig und klar sich Bürgermeister Stingl für die Freiheit und die Eigenstaatlichkeit Kroatiens, Sloweniens und Bosniens ausgesprochen hat - und wie aktiv er und die Stadt Graz - viele humanitäre Aktionen für die Menschen im Kriegsgebiet auf dem Balkan unterstützt haben.

Konkrete Hilfe

Auch im Falle Dubrovnik waren Grazer und Steirer unter den ersten, die nach dem Ende der Kämpfe konkrete Hilfe geleistet und kulturelle Beziehungen geknüpft haben. Es erfüllt mich mit Stolz, daß Graz von der Stadt Dubrovnik - in Würdigung seiner Freundschaftsbeweise - als erste Stadt außerhalb Kroatiens eingeladen worden ist, einen Partnerschaftsvertrag abzuschließen.

Als Außenpolitiker empfinde ich als sehr bedrückend, daß die Staatengemeinschaft offenbar noch nicht imstande ist, sich an jenem Geist der Solidarität zu orientieren, der in Initiativen wie dieser Städteverschwisterung so eindrucksvoll zum Ausdruck kommt.

Wir alle wissen, daß Solidarität mehr sein muß als kulturelle Zusammenarbeit und humanitäre Hilfe - so bewundernswert diese sind. Auch politisch und sicherheitspolitisch dürfen wir unsere Nachbarn nicht im Stich lassen.

Österreich wird schon bald die Chance erhalten, die gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik der Europäischen Union gleichberechtigt mitzugestalten. Ihnen allen verspreche ich, daß wir diese Chance nützen werden, um unsere europäischen Partner unablässig an das schwere Schicksal unserer Nachbarn in Südosteuropa zu erinnern und zur solidarischen Tat zu drängen.

Unsere Freunde aus Dubrovnik will ich überdies jenen Wunsch entgegenrufen, den ihr großer Dichter Ivan Gundulić schon vor mehr als 350 Jahren formuliert hat: „Weiße Stadt von Dubrovnik, mögest du jetzt und immerdar in Frieden und Freiheit leben, in der ganzen Welt berühmt - und dem Himmel zur Freude.“

Außenminister Dr. Alois Mock (Mitte) hielt eine aufrüttelnde Ansprache, die Bürgermeister Nikola Obuljen und Alfred Stingl präsentierten die Urkunde (Foto: Amsüss). Den „Friedensbaum“, beachten Sie bitte die Seite nebenan, hat der oststeirische Baumschulbesitzer Ökonomierat Ing. Herbert Bayer aus Hartberg gestiftet, im Bild mit weißem Mantel.



Friedensbaum für Dubrovnik



Ein bleibendes Zeichen der Verbundenheit, ein kräftiger Bergahorn, steht seit dem 26. Oktober 1994 im Grazer Volksgarten. Das INTERNATIONALE STÄDTEFORUM GRAZ hat die Tradition der Baumpflanzungen am Nationalfeiertag mit den Bürgermeistern Stingl und Obuljen fortgesetzt, ISG-Präsident Max Mayr verwies darauf, daß sich das Städteforum seit vielen Jahren um Leben, Kultur und Natur kümmert. Ausklang der Partnerschaftsfeier: Das leuchtende Farbenspiel dieses Herbsttages verstärkte den Eindruck, daß Städte, die in schweren Zeiten Solidarität beweisen, die Zukunft gewinnen.

Fotos: Amsüss



„ZUKÜNFTIG“

HEIZÖLE
ROTH



Foto: Sommer

Drei-Liter-Motor

US-Präsident Clinton hat kürzlich die drei größten amerikanischen Autohersteller aufgefordert, den Spritverbrauch so rasch wie möglich auf ein Drittel des heutigen Standes zu senken. In Graz wird dafür seit vielen Jahren weltweit anerkannte Forschungsarbeit geleistet.

Die AVL, Prof.DDr. Hans List, entwickelte einen Diesel-Direkteinspritzmotor. Dadurch ist bis zum Jahr 2000 ein Mittelklasse-PKW mit drei Liter Kraftstoffverbrauch, bei Einhaltung der EU-Abgasnormen, machbar. Dieser muß jedoch eine leichte Alu-Karosserie besitzen. Auch beim Otto-Motor arbeitet AVL an neuen Verbrennungsverfahren mit Direkteinspritzung, um eine wesentliche Kraftstoffreduktion zu erreichen.



Foto: Stüring

Die behindertengerechte Wall City Toilette New York und die Wall Litfaßsäule vor der City Hall in New York.



Foto: Sommer

Eine Helios Standard Wartehalle von Wall auf dem Hauptplatz von Graz.

Berlin ist nicht New York und London ist nicht Paris. Wir bieten maßgeschneiderte Stadtmöblierungs-Konzepte.

Unsere Referenzen:

New York
Berlin
Moskau
St. Petersburg

und mehr als 50 weitere europäische Städte und Gemeinden.

Neu! Vor kurzem hat sich auch Atlanta als zweite amerikanische Großstadt für das Wall-Konzept entschieden.